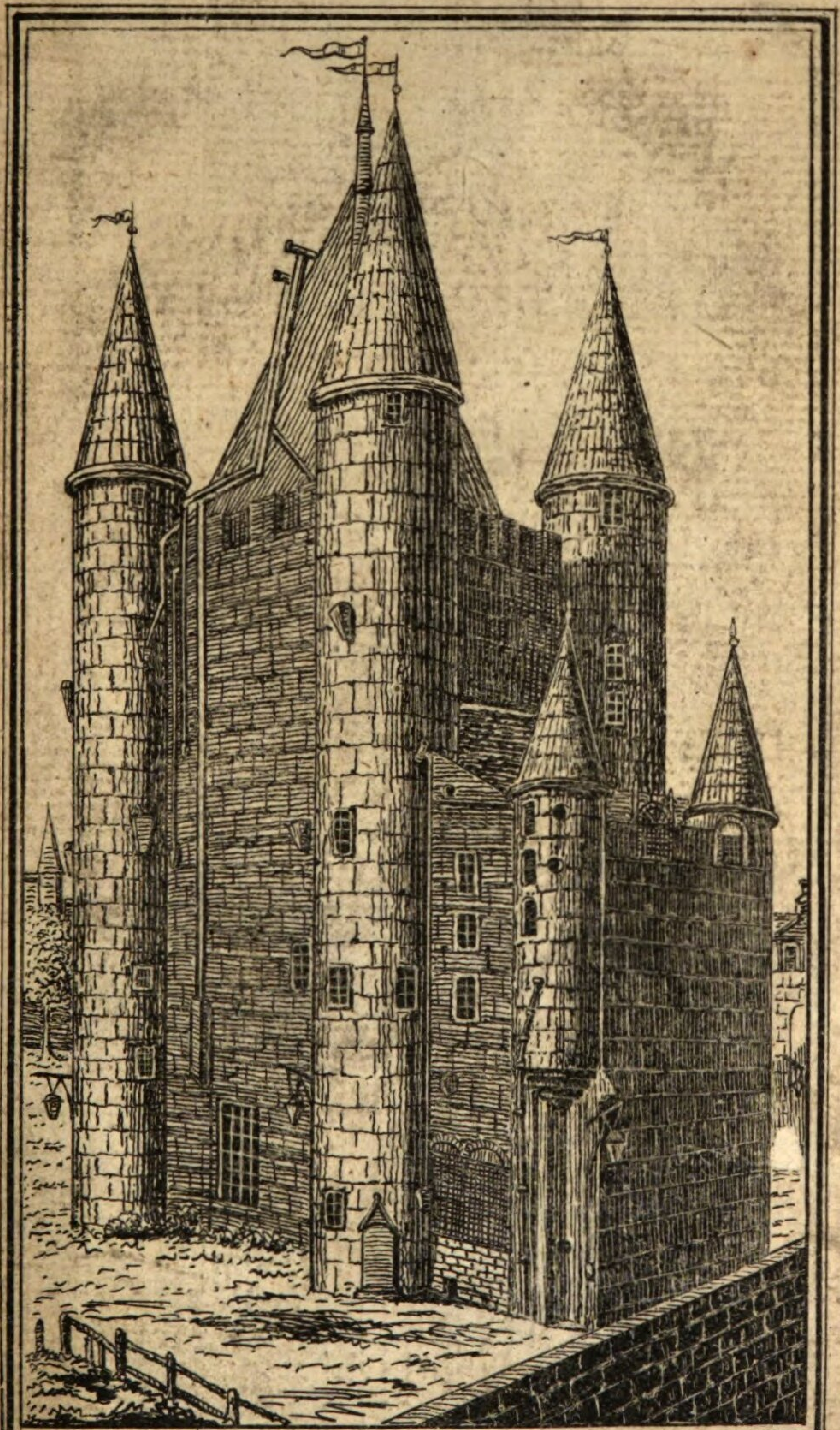
Gall. rev.
1023
e

Gall. rev. 1023e

<36609078830018

<36609078830018

Bayer. Staatsbibliothek



Die Gefangenschaft Ludwigs XVI. und seiner Familie im Tempel.

Aus dem geheimen Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen;

(der Herzogin von Angouleme, Tochter Ludwigs XVI.)

Bayerische Staatsbibliothek

Uebersetzung der am 21. Januar 1817 in Paris erschienenen Mémoires particuliers etc.

DUNCKER & HUMBLOT LEIPZIG

Der Umschlag in Steindruck stellt den Thurm des Tempel und einen Grundriß der Umgebungen desselben dar.

Berlin, 1817.
Bei Duncker und Humblot.

Dir. 2379

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
des französischen Herausgebers.

Wir übergeben dem Publikum eine Erzählung von großem Interesse. Alles was an Ludwigs XVI. Tugenden erinnert, alles, was sein Unglück ins Andenken bringt, kann nie gleichgültig werden. Die Beschreibung seiner Leiden und Verfolgungen preßt das Herz zusammen, erregt ein peinliches Gefühl; schließt aber zugleich einen

Zauberkreis um uns, in welchem wir gern verweilen, weil neben dem zerreißenden Gemählde der Prüfungen eines Märtyrers sich die rührenden Lehren der Geduld und der Ergebung aufstellen, uns zur Verwunderung auffordern, uns die süßen Thränen der Wehmuth entlocken.

Ausser der allgemeinen Theilnahme an allem, was uns nähere Aufschlüsse über die Familie unserer angebornen Könige geben kann, hat vorliegende kleine Schrift einen zweiten Werth; sie dient früheren Werken, die den Aufenthalt Ludwigs XVI. und der Seinigen im Tempel darstellen, zur Ergänzung. Unter jenen verdienen allein Clery's Tagebuch und Hue's

Erzählung unbedingten Glauben. Aber Hue war nur Zeuge der Ereignisse bis zum 2ten September, und Clery's Journal hört mit dem Todestage seines königlichen Gebieters auf. Nach diesem Zeitpunkt giebt es weiter keinen Augenzeugen der Begebenheiten und Auftritte im Innern des Tempels; alles was wir bisher davon wußten, beruhet auf Hörensagen und auf, mehr oder minder glaubwürdigen, Sagen. Um so wichtiger ist die Ausfüllung dieser Lücke; ein Verdienst, das den Nachrichten, die wir hier zu liefern im Stande sind, in vollem Umfange gebührt.

Daß man auf eine Menge einzelner Umstände stoßen wird, die schon

früher bekannt waren, läßt sich denken und begreifen, und ist bei der Beschreibung einer so beschränkten Lebensperiode weniger Personen unvermeidlich; gleichwohl sind Wiederholungen dieser Art, wegen des Neuen, das sich daran knüpft, immer belehrend und unterhaltend. Es wird hier vorausgesetzt, daß der Grund der Geschichte eben so bekannt ist, als die Berichte der beiden treuen Diener Ludwigs XVI., Hue und Clery; daher wollen wir den Leser geradezu auf ihre Schriften verweisen, und uns die unnöthige Mühe ersparen, ganze Sätze daraus abzuschreiben, und sie als Anmerkungen und Erklärungen, der vorliegenden anzuhängen.

Aber, wird man fragen, welches Zutrauen kann man Nachrichten abgewinnen und schenken, deren Verfasser unbekannt ist? Diesen Einwurf haben wir vorausgesehen; alles was wir darauf antworten dürfen, beschränkt sich auf folgendes: „Sobald es uns erlaubt „wäre, den Verfasser zu nennen, „würden wir der Mühe überhoben „seyn, das Werk zu empfehlen; es „würde sich über alles Lob erhaben „zeigen, und mit dem Werthe dessel„ben würde nichts Schritt halten kön„nen, als die Anhänglichkeit und Liebe „aller guten Franzosen zu der erlauch„ten Familie, deren Unglücksfälle es „schildert.“

Wir haben weiter nichts zu erin-

nern, als daß diese Nachrichten während, oder kurz nach den Leidenstagen aufgesetzt worden sind, die sie darstellen; und daß, als sie niedergeschrieben wurden, man fern war, zu glauben, daß sie je zur Oeffentlichkeit gelangen, und daß bei der einfachen Beschreibung der unerhörten Verfolgungen des tugendhaften Königs, der standhaften Königin, und eines Kindes, dem, unter andern Umständen, und in einer frühern Zeit, die glücklichen Schicksale Frankreichs schon in der Wiege vorschwebten, — andre, als die Thränen einiger Freunde fließen würden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn sich in diese Geschichtserzählung einige Nachlässigkeiten des

Vortrags eingeschlichen haben; eben sie sind es, die die Wahrheit verbürgen, und die wir folglich mit Ehrfurcht beibehalten mußten. Da wir kein Buch, sondern blosse Nachrichten liefern, durften wir sie nicht daraus verschwinden lassen.

Nachschrift des Uebersetzers.

Wir theilen die Gefühle des Herausgebers, und achten seine Gründe. Auch wir haben uns die Pflicht auferlegt, diesem Denkmahle kindlicher und schwesterlicher Liebe nichts von seiner edlen Einfalt und Erhabenheit zu rauben. Es ist in seiner Art, was Clery's Grabschrift in der ihrigen ist:*) — Hier liegt der tugendhafte fromme Ludwig! die über Unglück und Unrecht erhabene Marie Antoinette! der unschuldige, boshaft verwahrlosete Dauphin! die stille Dulderin Elisabeth,

*) Cy git le fidèle Cléry: Hier ruht der treue Clery.

zu welcher der Pabst, als er ihr Zimmer betrat, aufrief: „Heilige Elisabeth, bete für uns!" — Hier fließt der schmucklose Bericht des Herzens und der Wahrheit aus der Feder der jungen Geprüften, der durch das Feuer Geläuterten, der damals siebzehnjährigen Prinzessin, jetzt Herzogin von Angouleme — ohne allen Zusatz von Groll und Leidenschaft.

Nur einige Zusätze für einige Leser hat sich der Uebersetzer in kurzen Anmerkungen erlaubt. An dem Tagebuche selbst hat er nichts verändert; an Form, Vortrag, Wiederholungen, sogar an manche Versetzungen Hand anzulegen, würde er für einen entweienden Frevel gehalten haben. Hier

durfte nur Eine sprechen, hier darf nur Eine gehört werden, diejenige, welche in so frühem Alter und in so kurzen Zwischenzeiten die Leiden und den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Vaterschwester zu erzählen hatte. Wer hier eine andre Darstellung vorziehen könnte, würde in meinen Augen, wo nicht von Seiten des Geschmacks, doch gewiß von Seiten des Gefühls und des Herzens, sehr zu bedauern seyn.

Um das Buch nicht unnöthiger Weise aufzuhalten, auszudehnen und zu vertheuern, ist der erste Plan, einen gedrängten Auszug aus Hue's und Clery's bekannten Schriften anzuhängen, unterblieben. C.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am 13ten August 1792, Abends sieben Uhr, traf der König, mit seiner Familie, im Tempel ein *). Die Kanoniere wollten ihn allein nach dem Thurm bringen,

---

*) Ludwig XVI. hatte sich den 21sten Juni 1791 der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entziehen gesucht, indem er ins Ausland entfliehen wollte. Aber in Varennes angehalten, und zurückgebracht nach Paris, war seine Lage nun um so schwieriger. Nicht schützte ihn, daß er den 14ten Septbr. die Constitution, welche ihn für unverletzlich erklärte, annahm; nicht die Würde, mit welcher er sich, bei dem Angriff des Pöbels auf die Tuillerien, den 20sten Juni 1792, benahm. Den 10ten

Bayerische Staatsbibliothek München

und die Uebrigen im Schlosse zurücklassen; aber Manuel*) hatte unterweges Befehl erhalten, die ganze Familie zu vereinigen.

August bestürmte das Volk mit größerer Wuth die Tuillerien; der Heldenmuth der Schweizer, die sich für ihn aufopferten, konnte ihn nicht retten; er flüchtete in die National-Versammlung. Aber diese faßte den Beschluß, welcher den König seiner Functionen suspendirte. Hierauf wurde nun der National-Convent zusammenberufen, und ein provisorischer Vollziehungsrath eingesetzt, welcher die Einsperrung des Königs, der Königin, der Prinzessin Elisabeth, Schwester des Königs, und der beiden Königs-Kinder, des Dauphin und der jetzigen Herzogin von Angouleme, verfügte, und gegen die ersteren drei den Prozeß einleitete, der sie auf das Blutgerüst führte.

*) Gemeine-Anwald (Procureur de la Commune) von Paris, und nachmals Conventsdeputirter, war einer der vorzüglichsten Leiter der Volksaufstände am 20sten Juni und 10ten August gewesen, und hatte am 12ten die Motion zur Einsperrung des Königs gemacht.

Petion*) besänftigte die wüthenden Artilleristen, und Manuel richtete seinen Auftrag aus. Petion ging; Manuel blieb mit den Municipalbeamten zurück, welche den König nicht aus den Augen ließen; dieser speisete mit seiner Familie zu Abend. Dem Dauphin fielen die Augen vor Müdigkeit zu; Frau von Tourzel legte ihn um 11 Uhr in den Thurm schlafen, denn dieser war hinfort zum Aufenthalt der ganzen Königlichen Familie bestimmt. Der König und die Uebrigen wurden um 1 Uhr nach Mitternacht hinaufgeführt; nichts war in Bereitschaft. Madame Elisabeth schlief in der Küche, und man will versichern, Manuel habe sich einigermassen geschämt, als er ihr diese Ruhestätte anwies.

Folgendes sind die Personen, welche

*) Petion, Maire von Paris zu jener Zeit, und einer der drei Commissarien, welche den König von Varennes zurückgebracht hatten.

mit der Königlichen Familie in das traurige Thurmgefängniß eingeschlossen wurden: die Prinzessin von Lamballe, Frau von Tourzel nebst ihrer Tochter Pauline, die Herren Hue und Chamilly, welche zusammen in einer Kammer im höhern Stock schliefen, und den König bedienten; Frau von Navarre, Kammerfrau von Madame Elisabeth, schlief mit der Prinzessin und mit Pauline Tourzel in der Küche; Frau St. Brice, Kinderfrau beim Dauphin, schlief mit ihm und Frau von Tourzel im Billardzimmer; Frau Thibaut und Frau Bazire, welche die Königin und Madame Royale bedienten, schliefen beide unten im Erdgeschoß. Der König hatte drei Leiblakaien, Turpin, Chrétien und Marchand.

Am folgenden Tage frühstückte der Dauphin mit der Königin. Hierauf sah sich die ganze Familie in den großen Sälen des Thurms um, und erfuhr, daß man sie zu Wohnzimmern einrichten wür-

de, da das sogenannte Thürmchen für die Menge zu klein war.

Tags darauf fanden sich Manuel und Santerre*) ein; während deß gingen die Gefangenen im Garten spazieren. Es wurde laut über die Frauenzimmer gemurrt, die sie nach dem Thurm begleitet hatten. Sie fanden, als sie wieder herauf kamen, neue an der Stelle, welche Petion inzwischen eingeführt hatte. Sie machten zwar Vorstellungen dagegen, aber am dritten Tage legte man ihnen einen Beschluß der Gemeine von Paris vor, der die Entfernung der Personen verhängte, die mit ihnen gekommen waren. Der König und die Königin widersetzten sich aber dem Befehle so bestimmt, und wurden von den Municipalbeamten, die die Wache im Tempel hatten, so nachdrücklich unterstützt, daß er vorläufig zurückgenommen ward.

Die Lebensweise war folgende: Sämmt-

*) Brauer und Commandant der Pariser Nationalgarde.

liche Mitglieder der Familie vereinigten sich gemeinschaftlich des Tages. Der König unterrichtete den Dauphin in der Erdbeschreibung; die Königin in der Geschichte; sie ließ ihn Fabeln und Verse auswendig lernen; Madame Elisabeth gab ihm Unterricht im Zeichnen. Glücklicherweise hatte der König eine kleine Büchersammlung vorgefunden, und vertrieb sich die Zeit mit Lesen. Die Königin machte Tapisseriearbeit. Die wachthabenden Municipalbeamten betrugen sich mit unanständiger Vertraulichkeit, und bezeugten dem König wenig Ehrerbietung; sie hatten Befehl, ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Der König verlangte noch einen Mann und eine Frau zu der groben Hausarbeit.

In der Nacht vom 19ten auf den 20sten August überbrachte man einen neuen Beschluß der Gemeine, welcher die Entfernung aller nicht zur Königlichen Familie gehörigen Personen festsetzte. Dem

zu Folge mußten die Herren Hue und Chamilly sich vom Könige trennen; nur ein Municipalbeamter blieb bei Sr. Majestät zurück.

Man ging unn auch zur Königin, um die Prinzessin von Lamballe abzuführen. Vergebens leistete jene den beherztesten Widerstand, und behauptete, die Prinzessin gehöre zur Königlichen Familie, welches auch wirklich der Fall war.*) Es blieb jedoch bei der Trennung. Madame Elisabeth begleitete Frau von Navarre und die junge Pauline Tourzel bis an die Pforte, wo ihr von Seiten der Municipalbeamten die Versicherung gegeben wurde, sie würden nur vernommen und unverzüglich zurückkehren. Man brachte den Dauphin auf seiner Mutter Zimmer, damit er, von den übrigen Frauen getrennt, doch nicht ganz allein bliebe. Noch immer

*) Sie gehörte zum Hause Lothringen, welches mit dem Königlichen Hause von Frankreich eng verbunden ist.

konnte sich die Königin nicht aus den Armen der Prinzessin von Lamballe loßreißen. Endlich, nach einer letzten Umarmung, und in der Hoffnung, sie wiederzusehen, nahmen die Prinzessinnen Abschied von ihren Damen, und brachten die Nacht schlaflos zu. Der König blieb ebenfalls wach, aber auf seinem Zimmer, und unter beständiger Aufsicht der Municipalbeamten. Am folgenden Morgen erfuhren Ihre Majestäten, daß ihre Frauen nicht wieder zurückkommen würden; man hatte sie in das Gefängniß La Force abgeführt. Um so größer war aber ihr freudiges Erstaunen, als man um 9 Uhr Herrn Hue eintreten sah; er war von dem Departementsrath*) für unschuldig erklärt, und angewiesen worden, seinen Dienst fortzusetzen.

Nachmittags schickte Petion einen

*) Conseil-général.

Mann, Namens Tison, mit seiner Frau, um die grobe Hausarbeit zu verrichten. Die Königin hatte inzwischen ihren Sohn zu sich auf's Zimmer genommen, und ihre Tochter zur Madame Elisabeth ziehen lassen. Nur ein Kämmerchen, worin sich ein Municipalbeamter und eine Schildwache hielt, trennte sie von ihrer Schwägerin und ihrem Kinde. Der König blieb oben. Als er aber erfuhr, daß man einige Zimmer für ihn besonders wollte einrichten lassen, und diese Veränderung gar nicht gern sah, weil sie ihn noch weiter von seiner Familie trennte, ließ er Palloi kommen, der die Aufsicht über die Arbeiter hatte, und hieß ihn das Werk unterbrechen. Dieser gab aber die unverschämte Antwort: „Er habe bloß die Befehle der Gemeine auszurichten." Alle Morgen begaben sich die drei Prinzessinnen und der Dauphin zum Könige, um mit Sr. Maj. zu frühstücken, worauf sich die ganze Gesellschaft bei der Königin verei-

nigte, mit welcher der König den übrigen Theil des Tages zubrachte. Täglich ging die Familie im Garten spazieren, weil man es für die Gesundheit des jungen Prinzen zuträglich hielt. Jedesmal mußte aber Se. Majestät im Vorbeigehen Schmähungen von der Wache anhören. Ja, am Ludwigstage sang man schon um 7 Uhr Morgens das Ça ira in der Nähe des Tempels.

Eines Morgens erfuhr man von einem Municipalbeamten, daß Herr La Fayette über die Gränze gegangen sei. Manuel bestätigte Abends die Nachricht dem Könige; zugleich überbrachte er der Prinzessin Elisabeth ein Schreiben ihrer Tanten aus Rom. Dieser Brief war aber auch der letzte, den die Familie aus der Fremde erhielt.

Ludwig XVI. wurde nicht mehr Majestät betitelt; alle Ehrerbietung fiel weg; man sagte weder Sire, noch Ihre Majestät; er hieß Monsieur

oder Louis; die Municipalbeamten setzten sich in seiner Gegenwart, in seinem Zimmer, und behielten den Hut auf dem Kopfe. Ja es ging so weit, daß sie ihm seinen Degen nahmen, und die Taschen durchsuchten. Petion ließ ihn zwar von seinem bisherigen Kammerdiener Clery bedienen; zugleich aber bestellte er ihm zum Gefängnißwärter und Hüter den abscheulichen Menschen, der am 20sten Juni 1792 die Thür zu seinem Zimmer erbrochen hatte, und nahe dabei gewesen war, ihn zu morden. Dieser Mensch war von nun an beständig im Tempel, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, den König und die Familie zu quälen; bald sang er vor ihnen die Carmagnole und andre schändliche Lieder; bald blies er dem Könige, und vorzüglich der Königin, die den Tabaksgeruch nicht ertragen konnte, den Dampf seiner Pfeife im Vorübergehen in's Gesicht. Er lag schon immer zu Bette, wenn die Familie sich schlafen

legte, weil man durch sein Zimmer mußte; oft sogar auf dem Bette, wenn die Familie zur Tafel ging; mit jedem Tage erfand er neue Schmähungen und neue Qualen. Der König erlitt alles mit Sanftmuth, und verzieh die abscheulichsten Beleidigungen; die Königin ertrug sie mit einer Würde, die ihn oft in sein Nichts zurückrief. Der Garten war mit Arbeitern angefüllt, die sich nicht selten erlaubten, den König mit Schimpfnamen zu belegen; einer von ihnen stellte sich sogar einmal vor ihn hin, sich rühmend, er wolle mit seinem Werkzeug der Königin den Kopf einschlagen. Petion ließ ihn jedoch verhaften.

Am 2ten September nahmen die Beleidigungen zu; man warf dem Könige die Fenster ein; Steine flogen in sein Zimmer, zum Glück traf ihn keiner. Von ohngefähr hielt in der Nachbarschaft eine Pariserin, aus guter Absicht, ein Pappblatt aus dem Fenster, worauf mit gro-

ßen Buchstaben geschrieben stand: „Verdün ist erobert.“ Madame Elisabeth hatte Glück und Zeit genug, die Schrift zu lesen, ehe es die Munizipalbeamten gewahr wurden. Kaum hatte aber der König die Nachricht auf diese Weise erfahren, als Matthieu, einer der Municipalbeamten, zu ihm trat, und glühend vor Zorn, ihm befahl, wieder auf sein Zimmer zu gehen; die Familie folgte, aus Furcht, von ihm getrennt zu werden. Wie sie oben anlangten, fand Matthieu Hrn. Hue, packte ihn bei der Brust und drohte ihn zu verhaften. Herr Hue, um Zeit zu gewinnen, mit dem Könige und der Königin noch ein paar Worte sprechen zu können, bat um Aufschub, weil er doch seine Sachen mitnehmen müsse; Matthieu schlug es ihm rund ab, aber der zweite Municipalbeamte war menschlicher, und gab es zu. Jetzt wandte sich Matthieu zum Könige, und ließ alles an ihn aus, was die unwürdigste Wuth eingeben

konnte. Unter andern sagte er: „Der Generalmarsch wird geschlagen, die Sturmglocke geläutet, die Lärmkanone gelöset; die Emigranten sind in Verdün; kommen sie nach Paris, so sind wir alle des Todes, aber Sie zu allererst!" —

Der König hörte diesen und ähnlichen Reden mit derjenigen Ruhe zu, die von der Hoffnung begleitet wird. Der kleine*) Dauphin hingegen brach in einen Thränenstrom aus, und floh vor Angst in das Nebenzimmer. Madame Royale eilte ihm nach, und hatte alle Mühe von der Welt ihn zu trösten und zu beruhigen; er sahe schon im Geiste, wie man seinen Vater vor seinen Augen ermordete. Herr Hue stellte sich nun ein, und als Matthieu wieder zu schimpfen anfangen wollte, entfernte er sich mit ihm. Zu seinem Glück wurde er nach der Mairie geführt —;

---

*) damals achtjährige

in der Abtei hatte das Würgen und Morden schon angefangen; er blieb nur vier Wochen im Gefängniß, wurde aber nach seiner Freilassung nicht wieder in den Tempel gelassen. Sämmtliche Municipalbeamte tadelten Matthieu's gewaltsames Betragen mit lautem Unwillen; weiter aber als zum Tadel, kam es nicht. Sie versicherten dem Könige, im Publikum hieße es für ganz gewiß, der König von Preußen rücke in Frankreich ein, und bringe, auf einen, mit dem Namen Ludwig unterzeichneten Befehl, alle Franzosen um. So wurden Lügen und Verläumdungen erdacht, deren eine immer lächerlicher und unglaublicher war als die andere. Die Königin konnte die ganze Nacht nicht schlafen; man hörte beständig den Generalmarsch schlagen; im Thurme wußte man die Ursache nicht.

Den 3ten September, um 8 Uhr Vormittags, begab sich Manuel zum König, und gab ihm die Versicherung, Frau von

Lamballe befinde sich, nebst allen übrigen Frauen, die man aus dem Tempel weggebracht habe, wohl und vollkommen ruhig im Gefängnisse La Force. Um 3 Uhr erhob sich ein fürchterliches Geschrei, gerade als der König mit der Königin im Brett spielte, um zum Schein eine ruhige Stellung anzunehmen, und ungestört einige Worte mit einander wechseln zu können. Der Municipalbeamte, welcher gerade auf Wache im Zimmer war, betrug sich mit großer Mäßigung und Klugheit; machte Thüre und Fenster zu, schob die Vorhänge vor, damit man nichts sähe noch hörte. Inzwischen hatten sich ausserhalb die Arbeiter und der Schliesser Rocher vereinigt, und halfen lärmen und schreien. Es traten mehrere wachthabende Offiziere, und andere Municipalbeamte ein; erstere bestanden darauf, der König solle sich am Fenster zeigen; diese waren menschlich genug, es zu verhindern. Als aber Se. Majestät fragte, was vorginge,

ginge, vergaß sich ein junger Offizier so weit, daß er antwortete: „Nun, weil Sie es doch wissen wollen, so will ich's Ihnen sagen; man trägt den Kopf der Prinzessin Lamballe vorbei, und verlangt, daß Sie ihn sehen sollen." — Hier verließ zum erstenmal die Königin ihre Standhaftigkeit; sie schauderte zusammen. Die Municipalbeamten wollten es dem Offizier verweisen, allein Ludwig XVI. entschuldigte ihn mit seiner gewöhnlichen Güte; es sei nicht des Offiziers, es sei seine eigene Schuld, sagte er; er habe ihn ja nach der Ursach des Lärmens gefragt. Der Aufruhr dauerte bis fünf Uhr. Die Gefangenen erfuhren nun, das Volk habe die Hauptthür zum Tempel einbrechen wollen, und die Municipalbeamten es nur dadurch verhütet, daß sie eine dreifarbige Amtsschärpe queer darüber hingehangen, und sechs von den Mördern erlaubt hätten, den Kopf der Prinzessin von Lamballe im Innern des Tempels her-

um zu tragen, doch unter der Bedingung, daß der Körper, den sie zugleich mit hineinschleifen wollten, draußen bliebe. Als sich diese Deputation mit dem Kopfe der Prinzessin sehen ließ, schrie Rocher laut vor Freude auf, und überhäufte einen jungen Mann mit Vorwürfen, den dieser Anblick überwältigte, und dem Zustande der Ohnmacht nahe brachte.

Kaum war die Gräuelscene vorüber, als Petion, anstatt dem Morden Einhalt zu thun, mit kaltem Blute seinen Secretar zum Könige schickte, um Geld zu zählen und Rechnungen abzuschließen. Dieser Secretar war ein äußerst alberner Mensch, dessen Reden und Betragen zu jeder andern Zeit viel Spaß gemacht haben würden. Er bildete sich ein, die Königin wolle sich seinetwegen nicht setzen, weil sie seit jenem Auftritt, der sie bis in das Innerste erschüttert hatte, unbeweglich im Zimmer stand, und weder sah noch hörte, was um sie vorging. Der

Municipalbeamte, der seine Schärpe vor die Thüre hingezogen hatte, ließ sich den Werth derselben von Clery — bezahlen. Die ganze Nacht hindurch wurde Generalmarsch geschlagen. Beide Prinzessinnen konnten so wenig schlafen als die Königin, und hörten sie unaufhörlich schluchzen und ächzen. Man glaubte im Thurm, das Morden habe am folgenden Tage aufgehört, und erfuhr nach einiger Zeit, daß es dreimal vier und zwanzig Stunden angehalten.

Es ist unmöglich, alle Auftritte zu schildern, welche von Seiten der Wache, sowohl als der Municipalbeamten vorfielen; alles jagte ihnen Furcht ein, weil sie sich schuldig fühlten. Einmal schoß Jemand im Innern des Tempels sein Gewehr ab, um es zu versuchen; sogleich wurde ein Protokoll darüber aufgenommen und der Mann genau verhört. Ein andermal, während die Familie zu Abend aß, wurde „Heraus!“ gerufen. So-

gleich glaubte alles, die Fremden seyen schon im Anmarsch. Der abscheuliche Rocher gürtete sein Schlachtschwert um, und rief dem Könige zu: „Sobald sie da sind, hau' ich Dich nieder!" Und was war es? ein Paar Patrouillen, die einander anriefen. Ein drittesmal war die Sache ernster. Ohngefähr hundert Arbeitsleute, angeführt von einem der Königl. Familie Ergebenen, unternahmen es, von der Seite der Rotunde zu, das Gitter zu durchbrechen; die Municipalbeamten eilten mit der Wache herbei; die Arbeiter wurden zerstreut, vielleicht fiel auch mancher als Opfer seines Eifers! — Die Strenge der Municipalbeamten nahm mit jedem Tage zu. Nur zwei unter ihnen versüßten die Leiden der Gefangenen, zeigten sich menschlich, gefühlvoll, gaben Hofnung für die Zukunft. Auch eine Schildwache unterhielt sich einst mit Madame Elisabeth durch das Schlüsselloch, und that nichts als weinen, so lange sie ih-

ren Posten im Tempel hatte. Möge der Himmel diesen rechtschaffenen Mann für seine Anhänglichkeit an seinen König belohnen!

Wenn Madame Première*) bei der Königin rechnen lernte, oder gemachte Auszüge abschrieb, stand ihnen immer ein Municipalbeamter zur Seite, sah ihnen über die Schultern, ahnete Verrath und Verschwörung. Man entzog den Gefangenen die Zeitungen, damit sie die Artikel vom Auslande nicht lesen möchten; einst aber brachte man dem Könige ein Blatt, mit dem Bemerken, es enthalte etwas wichtiges; was war es? o Abscheu! ein Kanonier forderte den Kopf Ludwigs XVI., ihn in sein Geschütz zu laden, und dem Feinde entgegen zu schießen. Das ruhige, verächtliche Schweigen des Königs betrog den Bösewicht um die Freude,

---

*) Oder Madame Royale, die Tochter des Königs.

die er sich von diesem höllischen Artikel versprochen hatte. Ein andermal fand sich, Abends, ein Municipalbeamter ein, überließ sich den gröbsten Schmähungen, wiederholte wohl hundert mal: die ganze Königl. Familie müsse sterben, sobald der Feind sich nähern würde; nur das Kind, (setzte er hinzu) jammere ihn, müsse aber, als der Sohn eines Tyrannen, das Schicksal der Uebrigen theilen. — Dergleichen Auftritte fielen täglich vor.

Am 22sten September ward die Republik ausgerufen. Man nahm keinen Anstand, dieses den Gefangenen zu verkündigen. Eben so machte man ihnen den Rückzug der fremden Truppen bekannt. Anfang Octobers nahm man ihnen Federn, Papier, Dinte und Bleistifte weg; obschon man allenthalben darnach, mit Härte und Roheit suchte, gelang es der Königin und ihrer Tochter dennoch, einige Bleifedern zu verbergen und zu retten. Denselben Abend, als der König

eben zu Nacht gegessen hatte, hieß man ihn noch etwas verweilen, mit dem Zusatz, er würde noch heute seine neue Wohnung beziehen und von der Familie getrennt werden. Bei dieser schrecklichen Nachricht verlor die Königin den Muth und die Fassung. Die Prinzessinnen schieden von ihm mit vielen Thränen, obschon in der Hofnung, ihn wieder zu sehen. Am folgenden Morgen brachte man Jeder ihr besonderes Frühstück; die Königin wollte nichts zu sich nehmen. Bestürzt und ängstlich über den stummen Schmerz, der sich ihrer bemächtiget hatte, erlaubten die Municipalbeamten den Prinzessinnen zwar, Se. Majestät zu sehen, doch einzig nur in den Eßstunden; dabei durften sie nicht leise, nicht in einer fremden Sprache reden; es mußte laut und auf gut französisch gesprochen werden. Unter diesen Bedingungen begaben sie sich zur Tafel zum Könige: man denke sich ihre freudige Rührung, als sie ihn wieder sa-

hen! Kaum bemerkte aber ein Municipalbeamter, daß Madame Elisabeth dem Könige etwas in's Ohr raunte, als er es ihr mit Härte verwies. Abends, zur Tischzeit, ging abwechselnd die Königin oder ihre Schwägerin zum Dauphin, der schon zu Bette lag, ihm Gesellschaft zu leisten, während die andere und Madame Royale mit dem Könige speisete. Morgens, nach eingenommenem Frühstück, blieben die Prinzessinnen so lange bei Sr. Majestät, bis Clery ihr Haar in Ordnung gebracht hatte, denn dieser durfte nicht mehr zu ihnen kommen; auf diese Weise verlängerte sich ihr Aufenthalt bei dem Könige um einige Minuten. Alle Tage um die Mittagsstunde wurde spazieren gegangen.

Einst kam Manuel zum König, und nahm ihm mit Härte das rothe Band*) ab;

---

*) Den Ludwigs-Orden.

zu gleicher Zeit gab er ihm aber die Versicherung, daß, außer der Prinzessin von Lamballe, niemand von allen denen, die ihn in den Tempel begleitet hätten, umgekommen sei. Er forderte zugleich Clery'n, Tison'n und dessen Frau den Eid der Nationaltreue ab. — Eines Abends drang ein Municipalbeamter, als er seinen Dienst antrat, in die Schlafkammer, trat vor das Bett des Dauphin hin, und weckte ihn plötzlich, als wolle er sich überzeugen, ob er noch da sei. Diese rasche Handlung nöthigte der Königin die einzige unwillige Bewegung ab, die sie sich je gegen die Municipalbeamten erlaubt hat. — Ein anderer sagte leise zu ihr: Petions Plan sey nicht, Ludwig XVI. ums Leben zu bringen, sondern ihn lebenslänglich mit seinem Sohne im Schlosse von Chambord einzusperren. Ich weiß nicht, in welcher Absicht der Mann es sagte; er hat sich nie wieder sehen lassen.

Die neuen Zimmer des Königs befanden sich unter der Königin; der Dauphin schlief in dem hintersten; Clery neben dem Könige, in einer Kammer mit einem Municipalbeamten. Die Fenster waren mit starken eisernen Stäben und einem Schutzdache versehen; die Kamine bestanden aus nebeneinanderlaufenden Ofenröhren, und gaben viel Rauch.

Folgendes war der gewöhnliche Tages- und Stundenlauf der Gefangenen. Der König stand um sieben Uhr auf, verrichtete sein Gebet bis acht; entkleidete sich, und seinen Sohn, bis neun Uhr an, und ging dann mit der Königin frühstücken. Nach dem Frühstück gab Se. Maj. dem Dauphin Unterricht bis elf Uhr; dann spielte das Kind bis Mittag. In der Mittagsstunde ging, wie gesagt, die ganze Familie spazieren, es mochte für Wetter seyn, was wollte; denn da die Wache um diese Zeit abgelöset wurde, war ihr daran gelegen, zu sehen, daß niemand von

den Gefangenen fehle. Der Spaziergang dehnte sich bis zwey Uhr aus, wo gespeiset wurde. Nach Tische spielten beide Majestäten auf dem Brette, oder Piket, um sich ungestört und leise unterhalten zu können. Um vier Uhr pflegte die Königin mit ihrer Schwägerin und den Kindern nach ihrem Zimmer hinauf zu gehen, weil der König Nachmittagsruhe hielt. Um sechs Uhr verfügte sich der Dauphin wieder zum Unterricht zu ihm hinunter, und spielte dann bis zum Nachtessen. Um neun Uhr, wenn die Essenszeit vorüber war, entkleidete ihn die Königin schnell, und legte ihn schlafen. Dann gingen die Prinzessinnen hinauf, und der König um elf Uhr zu Bett.

Die Königin machte Tapisseriearbeit, ertheilte ihrer Tochter Unterricht, ließ sich oft von ihr vorlesen. Madame Elisabeth betete viel, hielt ihre tägliche Andacht im Brevier; las in Erbauungsbüchern, las aber auch oft der Königin,

auf ihr Ersuchen, in andern Büchern vor.

Man hatte der Familie die Zeitungen wieder zugestellt, damit sie die Abreise der Fremden, und die Gräuel läse, die gegen den König erschienen. Einst sagte jemand zu den Prinzessinnen: „Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, meine Damen; eine Menge ausgewanderter Verräther ist gefangen; sind Sie gute Patriotinnen, so muß es Ihnen Freude machen." Die Königin antwortete gewohnter Maßen kein Wort, und stellte sich, als höre sie es nicht. Ihre verachtende Ruhe, ihr Blick voll Würde verwirrte, beschämte die Municipalbeamten; selten wagten sie es, sich geradezu an sie zu wenden.

Um diese Zeit kam zum erstenmale eine Deputation des National-Convents zu dem Könige. Die Mitglieder erkundigten sich, ob er keine Klage anzubringen habe; er antwortete: Nein; er sey zufrie-

den, wenn er sich bei seiner Familie befände. Clery beschwerte sich, daß man die Kaufleute nicht befriedige, die die Lieferungen für den Tempel übernommen hätten. Chabot*) gab zur Antwort: „Der Nation komme es nicht zu, sich in Rechnungen bei Heller und Pfennig einzulassen." Die Deputation bestand aus Chabot, Düpont, Drouet**) und Le Cointre-Puyravaux; sie fanden sich sämmtlich am Nachmittag wieder ein, und fragten noch einmal nach allen Umständen. Am folgenden Morgen kam Drouet zum drittenmal, aber allein, und erkundigte sich bei der Königin, ob sie keinen Grund zu Beschwerden habe. Ihre Majestät sah ihn schweigend an.

Nicht lange darauf, so erschienen, als die Familie eben bei Tische saß, Gens-

---

*) Mitglied des Convents, ein Excapuziner.

**) Postmeister von Ste. Menehould; derselbe, welcher Ludwig XVI. bei Varennes erkannte, und auf der Flucht fest nahm.

d'armen, welche sich Clery's bemächtigten, ihn gewaltsam anfielen und vor Gericht schleppten. Der Grund war dieser: Vor einigen Tagen hatte Clery einem jungen Mann von der Wache, den er persönlich kannte, im Vorbeigehen auf der Treppe einen guten Morgen geboten, und ihm die Hand gedrückt; dieses fiel dem begleitenden Municipalbeamten auf; er ließ den jungen Mann verhaften. Ihm sollte nun Clery gegenübergestellt werden, und deßwegen wurde er abgeholt. Der König verlangte ihn zurück; die Municipalbeamten verneinten es zwar schon bestimmt; gleichwohl fand sich Clery um Mitternacht wieder ein.

Eines Tages hörte man im Tempel einen entsetzlichen Lärmen; es waren Leute, welche die Köpfe Ludwigs und Marie Antoinettens verlangten, und die Unmenschlichkeit so weit trieben, daß sie ihr Geschrei untern den Fenstern der Gefangenen verdoppelten.

Den König überfiel ein starker Catarrh; man ließ einen Arzt und einen Apotheker, die Herren Lemonnier und Robert, zu ihm. Sein Zustand beunruhigte den Gemeine-Rath; es wurden regelmäßig Bülletins aufgesetzt; endlich ging es besser. Die ganze Familie litt am Schnupfen, doch weniger als der König.

Am 2ten December wurde der Gemeine-Rath verändert. Die neuen Municipalbeamten kamen noch denselben Abend um zehn Uhr nach dem Tempel, die Königliche Familie in ersten Augenschein zu nehmen. Wenige Tage darauf erließ der neue Rath den Befehl, daß Tison und Clery ihre Zimmer neben dem Könige verlassen, den Gefangenen Messer, Scheeren, kurz alle schneidenden Werkzeuge genommen und ihre Speisen vorgekostet werden sollten. Es wurde Haussuchung angestellt, und die Prinzessinnen mußten ihre Scheeren herausgeben.

Der 11te December war ein unruhi-

ger Tag. Die Trommel wurde gerührt, die Wache zog im Tempel auf; der König verließ gleich nach dem Frühstück die Familie mit dem jungen Dauphin; um elf Uhr erschien der Maire Chambon, der Gemeine-Anwald *) Chaumette, der Registratur-Sekretair Colombeau. Sie machten Se. Majestät mit dem Convents-Beschlusse bekannt, dem zufolge der König vor die Schranken gestellt und vernommen werden sollte; sie bewogen ihn, den Dauphin zur Köuigin zu schicken. Sie hatten vergessen, den Beschluß selbst mitzubringen, und so mußte der König zwei volle Stunden warten. Er fuhr um ein Uhr im Wagen des Maire mit Chaumette und Colombeau ab. Municipalbeamte zu Fuß machten die Begleitung aus. Im Fahren bemerkte der König,

*) Procureur-Général de la Commune.

**) Secrétaire Greffier.

daß

daß Colombeau viele Leute grüßte, und fragte ihn, ob dieses lauter Bekannte wären. Colombeau gab zur Antwort: „Es sind die braven Bürger vom 10ten August, die ich nie wiedersehe, ohne mich zu freuen."

Ich sage nichts vom Betragen Ludwigs XVI. vor dem Convent, da es so allgemein bekannt ist; seine Festigkeit, seine Sanftmuth, seine Herzensgüte, sein Muth mitten unter den Mördern, die nach seinem Blute dürsteten, sind Züge, die man nie vergessen, und die späteste Nachwelt noch immer bewundern wird.

Der König traf Abends sechs Uhr mit derselben Begleitung wieder im Tempelthurm ein. Während der Zwischenzeit hatte seine Familie in den größten Aengsten geschwebt. Die Königin war bemüht gewesen, bei den Municipalbeamten, die die Wache bei ihr hatten, Nachrichten einzuziehen; es war das erstemal, daß sie diese Leute anredete, daß sie Fragen an

sie that; umsonst: es war nichts von ihnen herauszubringen. Erst als der König zurück war, erhielt sie Licht. Sobald sie erfahren hatte, er sei wieder da, hielt sie um die Erlaubniß an, ihn zu sehen; sie ließ sogar Chambon inständigst darum bitten, erhielt aber keine Antwort. Der Dauphin brachte die Nacht bei ihr zu; es fehlte an einem Bette; sie gab ihm das ihrige und brachte die Nacht auf einem Stuhle zu, in so tiefen, leblosen Schmerz versunken, daß die Prinzessinnen Bedenken trugen, sie allein zu lassen. Am folgenden Morgen wiederholte sie ihre Bitte, zum Könige gelassen zu werden; sie hielt um die Zeitungen an, damit sie sich vom Prozesse unterrichten könne; sie beschränkte sich zuletzt auf die Bitte, daß der König seinen Sohn und seine Tochter sehn möge. Man trug ihr Verlangen dem Departements-Rathe vor; die Zeitungen wurden versagt, die Bitte zugestanden, daß die Kinder zum Vater

gelassen würden, aber unter der Bedingung, sich hinfort von der Mutter zu trennen. Als man diesen harten Bescheid dem Könige mittheilte, gab er zur Antwort: so gern er auch seine Kinder sehen würde, so wenig könne er, bei dem wichtigen Geschäft, das ihm obliege, den bisherigen Unterricht seines Sohnes fortsetzen; überdieß dürfe seine Tochter die Königin nicht verlassen. So wurde denn das Bette des Dauphin zur Königin hinauf getragen.

Einige Conventsglieder begaben sich zu Ludwig; er begehrte Anwalde, Dinte, Federn und Papier, auch Scheermesser; alles wurde ihm zugestanden. Die Herren Malesherbes*), Tronchet**) und Deseze,***) wurden zu seinem Beistande

---

*) Ehemaliger Staatsminister.

**) Advocat, dem Hofe fremd, wie er es in seinem Schreiben an den Convent versichert.

***) Jetzt Pair von Frankreich und erster Präsident des Cassations-Gerichts.

gewählt, und bei ihm zugelassen. Mehrentheils begab er sich, um ungehört mit ihnen sich besprechen zu können, in das Zimmer des anstoßenden Thürmchens. Er wurde nicht mehr in den Garten gelassen; die Prinzessinnen ebenfalls nicht. Sie wußten nichts von einander, als was sie durch die Municipalbeamten erfuhren. Die junge Prinzessin bekam einen Schaden am Fuß; als dieses dem Könige hinterbracht wurde, that es seinem gefühlvollen Herzen wehe, und er erkundigte sich mit der größten Theilnahme darnach. Zu dieser Zeit war die Familie so glücklich, im Gemeine-Rath einige Menschenfreunde zu finden, die ihr einen Theil des Unglücks erleichterten. Sie gaben der Königin die Versicherung, der König habe nichts zu besorgen; sein Prozeß werde vor die Primär-Versammlungen gebracht, und diese ihn ohnfehlbar retten.

Ach! sie betrogen sich selbst, oder suchten aus Menschenliebe, die Königin

zu täuschen. Am St. Stephanstage, den 26sten December, setzte der König seinen letzten Willen auf, weil er überzeugt war, man werde ihn auf dem Wege zum Convent ermorden. Dieses Vorgefühl ließ ihn jedoch kalt und ruhig; er überließ Herrn Deseze seine Vertheidigung, fuhr um elf Uhr ab, kam um drei Uhr zurück. Seit diesem Tage wurden seine Anwalde täglich vorgelaßen. Endlich, als am 18ten Januar das Urtheil gesprochen werden sollte, traten schon Vormittags elf Uhr die Municipalbeamten zu ihm ein. Sie hatten Befehl, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Er fragte sie, ob sein Schicksal entschieden sei. Nein, war die Antwort. Am folgenden Morgen brachte ihm Herr von Malesherbes die Nachricht: das Urtheil sei gefällt, setzte aber hinzu: „Sire, noch sind die Bösewichte nicht am „Ziele; alles, was rechtschaffen denkt, „wird sich um Ew. Majestät sammeln, „Sie retten, oder zu Ihren Füssen ster-

„ben.“ — „Nein, erwiederte der König, „nein, Herr von Malesherbes; ein sol„cher Schritt würde viel Menschen in „Gefahr und Verantwortlichkeit setzen, „und den Bürgerkrieg in Paris anzün„den; ich will lieber sterben, und ersuche „Sie, meinen Freunden in meinem Na„men jeden Versuch zu meiner Rettung „zu untersagen. Der König stirbt nicht in „Frankreich. *)“

Dieses war die letzte Unterredung, die er mit seinen Anwalden hatte; sie wurden nicht wieder vorgelassen. Er übergab zwar den Municipalbeamten eine Note, in welcher er sich über den Zwang beschwerte, Tag und Nacht bewacht zu werden; es wurde aber nicht darauf geachtet.

Sonntag, den 20sten Januar, begab

---

*) Ein altes Grundgesetz der französischen Monarchie. Hier aber eine Art von Weissagung, welche nach 22 Jahren ganz in Erfüllung gegangen ist.

sich der damalige Justizminister Garat, mit den übrigen Mitgliedern der ausführenden Gewalt, zu ihm, und las ihm sein Todesurtheil auf den kommenden Tag vor. Der König hörte es gefaßt und mit christlichem Muthe an, und verlangte nur einen dreitägigen Aufschub, um wegen seiner Familie Gewißheit zu haben, und einen katholischen*) Beichtvater. Der Aufschub wurde versagt, der Priester zugestanden. Garat gab ihm die Versicherung: es bestehe keine Klage gegen seine Familie; sie werde aus Frankreich weggebracht werden. Der König bat sich selbst den Abt Edgeworth von Firmont zum Beichtvater aus, bezeichnete dessen Wohnung, und Garat holte und brachte ihn. — Der König aß, wie gewöhnlich, worüber die Municipalbeamten sich nicht genug wundern konnten; sie waren der Meinung, er würde sich das Leben nehmen.

---

*) Der den neuen Eid nicht geleistet habe.

Die Familie erfuhr das Todesurtheil des Königs am 20sten, Abends sieben Uhr, als es die Ausrufer in den Straßen feil boten; und jetzt erhielt sie vom Convent die Erlaubniß, ihn zu besuchen. Sie eilte zu ihm hinab, fand ihn sehr verändert und weinend, nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern für Schmerz um sie. Er erzählte der Königin den ganzen Verlauf des Prozesses, entschuldigte die Bösewichte, die ihn verurtheilt hatten, führte den Umstand an, man habe, um ihn zu retten, Zuflucht zu den Primär-Versammlungen nehmen wollen; er aber habe sich einem Schritte widersetzt, welcher ganz Frankreich in Aufruhr bringen müßte. Hierauf gab er seinem Sohne fromme und christliche Lehren, empfahl ihm vor allem, den Mördern seines Vaters zu verzeihen, ertheilte ihm und seiner Tochter den letzten Segen. Die Königin äußerte den lebhaften Wunsch, mit der Familie die ganze Nacht bei ihm zuzubrin-

gen; er aber lehnte es ab, weil er der Ruhe bedürfe. Hierauf begehrte sie nur, am folgenden Morgen wieder zu kommen. Kaum war aber die Familie wieder die Treppe hinauf, als er von der Schildwache verlangte, sie nicht wieder vorzulassen, weil der Auftritt ihn zu gewaltsam erschüttere. Er blieb noch eine Zeitlang mit dem Beichtvater allein; legte sich genau um Mitternacht schlafen, und ruhte bis fünf Uhr, als die Trommel ihn weckte. Um sechs Uhr las der Abt Edgeworth die Messe, und reichte dem Könige das Abendmahl. Gegen neun Uhr machten sie sich auf den Weg. Noch auf der Treppe stellte er einem Municipalbeamten sein Testament, und eine Summe Geldes zu, welches Herr von Malesherbes ihm früher mitgebracht hatte und das er demselben zurückzugeben bat. Das Geld behielten die Municipalbeamten für sich. Als der König zufällig noch den Schließer Matthieu bemerkte, den er Tags vor-

her etwas hart angefahren hatte, bat er ihn mit den Worten um Verzeihung: „Es thut mir leid, Matthieu, euch beleidigt zu haben" *). Unterweges las er die Gebete für die Sterbenden. Als er das Gerüst bestiegen hatte, wollte er noch das Volk anreden, aber Santerre hinderte es und gab Befehl, die Trommel zu rühren; nur Wenige konnten das Wenige verstehen, was er sprach. Er entkleidete sich allein; die Hände wurden ihm gebunden, nicht mit einem Stricke, sondern mit seinem Taschentuche. Und im Augenblick, als das Fallbeil abschnellte, rief ihm der Geistliche zu: „Sohn des heiligen Ludwig, fahre gen Himmel!" **)

---

*) Eine schöne Nachahmung von: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Wer könnte Ludwig XVI. wahre Grösse absprechen! Nur die wahren Kleinen des Tages.

**) Wie sehr sticht dieses kalte, poetisirende Prunk-Wort des Abts mit den so eben

Ludwig XVI. empfing den Todesstreich am 21sten Januar 1793, um zehn Uhr zehn Minuten des Morgens, in einem Alter von 39 Jahren, 5 Monaten, 3 Tagen, nach einer Regierung von 18 Jahren, und nachdem er 5 Monate und 8 Tage im Gefängniß zugebracht.

Wir haben die merkwürdigsten Ereignisse seiner harten Gefangenschaft aufgezeichnet. Wir haben hier Proben und Beweise seiner Frömmigkeit, seiner Großmuth, Güte, Sanftmuth, seiner Fassung, seiner Geduld bei den schändlichsten Beleidigungen, den abscheulichsten Verläumdungen, aufgestellt; Proben und Beweise seiner Huld, die von ganzem Herzen den Mördern verzieh; seiner Liebe zu Gott, zu den Seinigen, zum Volke; seiner Liebe, die auch in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht von ihm wich,

---

gelesenen, einfachen, aus dem Herzen gesprochenen Worten des Königs ab!

und deren Lohn er in dem Schooß des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes gesucht und gefunden hat.

Am Morgen dieses erschütternden Tages waren die Prinzessinnen schon um sechs Uhr aufgestanden; Abends vorher hatte die Königin kaum die erforderliche Kraft gehabt, ihren Sohn auszukleiden und schlafen zu legen. Sie selbst warf sich unentkleidet auf ihr Lager; man hörte sie die ganze Nacht vor Fieberfrost und Schmerz zittern und wimmern. Ein viertel auf sieben Uhr ging die Thüre auf; es wurde ein Buch geholt, welches der König zum Messelesen bedurfte; die Prinzessinnen hoften von einer Stunde zur andern, man werde sie zum Könige lassen; diese Hoffnung verließ sie nur, als sie durch das lärmende Freudengeschrei des Pöbels erfuhren, das Verbrechen sei

vollführt. Nachmittags wünschte die Königin, Clery zu sprechen, der bis auf den letzten Augenblick den König nicht verlassen hatte. Sie schmeichelte sich, er werde vielleicht noch Aufträge an sie haben. Die beiden andern Prinzessinnen wünschten die Zusammenkunft aus einem andern Grunde; sie versprachen sich von derselben eine heilsame Erschütterung für die Königin, wodurch ihre Thränen freien Lauf erhalten möchten, weil sie dem Erstikken nahe war. Und in der That hatte Clery vom Könige den Auftrag erhalten, seiner Gemahlin den Trauring mit den Worten wieder zuzustellen: „er trenne sich nur mit dem Leben von diesem Ringe". Er sollte ihr ferner ein Paket mit Haaren übergeben, die der Familie angehört hatten, und ihm (dem Könige) so werth gewesen waren, daß er sich nur im Sterben davon trennen konnte. Die Zusammenkunft wurde verweigert, und ein Municipalbeamter sagte: Clery befände

sich in dem jammernswürdigsten Zustande, und in Verzweiflung, die Prinzessinnen nicht sehen und sprechen zu dürfen. Somit übergab die Königin den Commissarien ihren Antrag an den Departements-Rath, und fügte das Verlangen hinzu: Trauer anzulegen. Clery blieb noch einen Monat im Tempel verschlossen, worauf er seine Freiheit wieder erhielt.

Seit einiger Zeit wurden die Gefangenen etwas freier gehalten; schon glaubten ihre Wachen, sie würden über die Gränze geschickt werden. Aber nichts konnte die Beängstigung der Königin erleichtern; nichts konnte die Hoffnung in ihrem Herzen wieder aufwecken; sie zitterte nicht für sich, ihr war das Leben gleichgültig, und der Tod nicht furchtbar. Aber auf, ihre Kinder, auf ihre Schwägerin wandte sich wehmüthig ihr Blick. —

Der Prinzessin Unpäßlichkeit nahm zu, und dieser Umstand gab der Ver-

zweiflung der Mutter eine neue Richtung. Man ließ den Arzt Brunier und den Wundarzt Lacaze zu, welche die Prinzessin nach Verlauf eines Monats wieder herstellten. Inzwischen waren die Trauerkleider gebracht worden; aber es durfte mit denen, die sie brachten, nur in Gegenwart der Municipalbeamten gesprochen werden. Die Königin hatte erklärt, sie würde nicht mehr in den Garten gehen, weil sie vor der Thür des Zimmers vorbei müsse, das der König bewohnt habe, wozu es ihr an Kraft fehle; aus Furcht, daß Mangel an frischer Luft ihren Kindern nachtheilig sey, hielt sie gegen das Ende Februars um die Erlaubniß an, mit ihnen die Thurmplatte besteigen zu können; es wurde ihr gewährt.

Im Zimmer der Municipalbeamten war das versiegelte Päckchen, worin sich das Pettschaft des Königs, dessen Ring und einige andere Sachen befanden, geöffnet, das Siegel erbrochen und die Sa-

chen herausgenommen worden. Der Umstand beunruhigte einen Augenblick die Beamten, welche aber zuletzt der Meinung waren, man habe die Sachen gestohlen, weil das Pettschaft golden sei. Die Sachen waren aber in guter Absicht weggenommen, und keinesweges gestohlen worden. Der Mann, der sie zu sich nahm, that es blos der Königin zu Liebe, welche den Ring und das Pettschaft für ihren Sohn aufbewahren wollte. Ich kenne ihn, den rechtschaffenen Mann. Aber ach! er mußte sterben, weil er eine zweite gute Handlung beging*)!

Nach Dumouriez's Austritt aus Frankreich wurden die Gefangenen strenger bewacht; man führte die Mauer auf, die den Garten vom Gebäude trennt, man versah die obern Stockwerke des Thurms mit Jalousien; man mauerte jedes kleine

*) Wie gern würden wir seinen Namen hersetzen!

Loch

Loch zu. Am 25sten März brach Feuer im Kamin aus. Denselben Abend fand sich Chaumette, der Gemeine-Anwald, ein, um zum erstenmale die Königin in Augenschein zu nehmen, und fragte, ob sie nichts bedürfe. „Weiter nichts, war die Antwort, als eine Verbindungsthür mit meiner Schwägerin.“ Die Municipalbeamten wollten es zwar nicht zugeben, allein Chaumette meinte, in dem Zustande der Schwäche und Entkräftung der Königin, könne dieses ihrer Gesundheit zuträglich seyn, und versprach, die Sache dem Departement-Rathe vorzutragen. Am folgenden Morgen kam er wieder; mit ihm Pasche, der Maire von Paris *) und der abscheuliche Santerre, General-Commandant der Nationalgarde. Chaumette berichtete, er

---

*) Nachheriger Kriegsminister; eigentlich Pache.

habe auf eine Verbindungsthür angetragen; sie sei aber nicht bewilliget worden. Pasche fragte die Königin, ob sie keine Beschwerden vorzutragen habe; sie gab: Nein! zur Antwort, ohne auf das zu achten, was er sprach. — Um diese Zeit befanden sich unter den Municipalbeamten einige, die durch Gefühl und Menschenliebe, die Leiden der Prinzessinnen zu mildern schienen; aber diese merkten bald, wo es hinaus wollte. Mehr als einmal bedurften sie der Warnung der Königin, sich durch keine geheuchelte Theilnahme täuschen und treuherzig machen zu lassen.

Die Verfolgungen nahmen zu; man hatte sogar dem Aufwärter Tison untersagt, mit seiner Tochter zu sprechen; das gab ihm üble Laune, und als er eines Abends einen Fremden sah, der etwas an Madame Elisabeth abgab, ärgerte es ihn, daß dieser eingelassen würde, und seine eigene Tochter nicht. Er ließ seine Empfindlichkeit aus, und was er sprach,

wurde dem Maire Pasche, der eben unten war, hinterbracht. Pasche ließ ihn rufen, und fragte nach der Ursach seines Verdrusses. „Weil ich meine Tochter nicht sehen darf, war die Antwort, und weil ich einige Municipalbeamte sehe, die sich nicht betragen, wie sie sollten;" (sie hatten nehmlich leise mit der Königin und Madame Elisabeth gesprochen). Man fragte nach ihren Namen; er nannte sie, und behauptete, die Prinzessinnen hätten Verbindungen außerhalb des Gefängnißes. Man verlangte Beweise, und nun berichtete er: Eines Tages habe die Königin, während des Essens, ihr Taschentuch ausgezogen, und ein Bleistift fallen laßen; ein andermal habe er bei Madame Elisabeth Oblaten und eine Feder in einer kleinen Schachtel gefunden. Er unterzeichnete seine Aussage; hierauf ließ man auch seine Frau kommen, welche dasselbe wiederholte, und mehrere Municipalbeamten angab. Sie versicherte:

die Prinzessinnen hätten mit dem Könige, während des Prozesses, in schriftlicher Verbindung gestanden; zugleich gab sie den Arzt Brunier, der den kranken Fuß der Prinzessin in der Kur hatte, als einen an, der ihnen Nachrichten überbracht habe; auf Antrieb ihres Mannes unterzeichnete sie ihre Aussage, bereute es aber bitterlich in der Folge, wie wir sehen werden. Das Protokoll wurde am 19ten April aufgenommen. Den 20ten sah sie ihre Tochter; und noch denselben Abend um halb elf Uhr erschien auch schon Hébert *) mit mehreren Municipalbeamten, und ließ die Königin und die Prinzessinnen wecken. Sie standen in der größten Eile auf, und Hébert las ihnen einen Beschluß der Gemeine vor, des Inhalts, daß die vollständigste Nachsuchung bei ihnen vorgenommen werden sollte; dieses geschah, und

---

*) Der General-Fiscal der Gemeine.

man ließ keine Matraze undurchwühlt. Der Dauphin schlief; man hob ihn aus dem Bette, um auch da zu suchen; die Königin erwärmte ihn, der vor Frost bebte, an ihrem Herzen. Die Späher fanden bei ihr eine Kaufmannsadresse, die sie aufbewahrt hatte; bei Madame Elisabeth eine Stange Siegellack und bei Madame Royale ein kleines Jesuskreuz und ein Gebet für Frankreich. Alles wurde weggenommen. Als sie gegen vier Uhr Morgens mit der Haussuchung fertig waren, setzten sie ein Protocoll von den gefundenen Sachen auf und zwangen die Königin und Madame Elisabeth, nach langem Weigern, es zu unterschreiben, mit beigefügter Drohung, widrigenfalls die Kinder mitzunehmen. Sie waren wüthend, nichts als Kleinigkeiten gefunden zu haben. Drei Tage später kamen sie wieder, nahmen Madame Elisabeth besonders vor, erkundigten sich nach einem Manns-Hute, den sie bei ihr gefunden hatten, fragten sie,

wo er herkomme, weswegen sie ihn aufbewahre, und warum sie ihn versteckt halte. Sie gab ihnen zur Antwort: der Hut habe dem Könige gehört, er habe ihn in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Tempel getragen; sie habe sich ihn von demselben zum letzten Andenken ausgebeten. Die Municipalbeamten erklärten aber: sie würden den Hut, als etwas verdächtiges, mit sich nehmen, und alles Widerstandes ungeachtet, mußte sie ihn abgeben und das aufgenommene Protocoll unterzeichnen.

Täglich begab sich die Königin auf die Thurmplatte, und ließ ihre Kinder frische Luft schöpfen. Dieser Vorsicht ungeachtet fing der Dauphin an, über Seitenstechen zu klagen; und am 9ten Mai überfiel ihn ein ziemlich starkes Fieber mit Kopfweh. Die Stiche nahmen zu, so daß, wenn er lag, ihm die Luft verging. Die überaus ängstliche Mutter hielt bei den Municipalbeamten um einen

Arzt an. Letztere suchten sie zu beruhigen, achteten der Krankheit wenig, berichteten jedoch die Sache dem Gemeine-Rathe, und ersuchten um den Arzt Brunier, den die Königin vorgeschlagen hatte. Der Rath sah die Krankheit des Dauphin als eine Kleinigkeit an, weil Hébert versichert hatte, das Kind um fünf Uhr fieberfrei gesehen zu haben. Deßwegen wurde Brunier, derselbe, den Tison vor kurzem angegeben hatte, schlechterdings verweigert. Inzwischen nahm das Fieber dergestalt zu, daß Madame Elisabeth in dem Zimmer der Königin die Stelle der jungen Prinzessin einnahm, damit Letztere nicht in der Fieberluft schliefe, und beide Schwägerinnen sich in der Pflege des Kranken unterstützen möchten. Madame Royale wurde folglich in das Zimmer ihrer Tante gebracht. Die Fieberanfälle des Dauphin verdoppelten sich, besonders am Abend. Vergebens hielt die Königin von neuem mehrere

Tage hinter einander um einen Arzt an. Endlich erschien der Gefangenarzt Thierry; ihn hatte die Gemeine gewählt und geschickt, den Dauphin in die Cur zu nehmen. Erst kam er des Morgens und fand wenig Fieber; als ihn aber die Königin ersucht hatte, nach Tische wieder zu kommen, fand er es ganz anders, so daß er die Beamten versicherte, die Königin ängstige sich nicht ohne Grund. Er fand den Dauphin im ganzen Ernste krank, und war sogar gefällig genug, sich zu Brunier zu begeben, der den Prinzen und seine Natur von Kindheit auf kannte, und ihm die besten Arzneimittel angeben konnte. Die Mittel schlugen an. Am Mittwoch mußte der Prinz abzuführen nehmen, und des Abends vorher die junge Prinzessin bei der Mutter schlafen, weil dieser bange ward, dem Kinde die Arznei allein einzugeben, denn sie erinnerte sich noch des letzten males, wo es beim Einnehmen heftige Krämpfe bekommen hatte. Aus Furcht

daß es wieder so kommen könne, schloß sie die ganze Nacht kein Auge. Inzwischen nahm der kleine Dauphin recht leicht ein, und das Mittel schlug an. Bei einer zweiten Abführung wurde ihm übel, weil er sich beim Einnehmen etwas erhitzt hatte. Das Fieber ließ mehrentheils nach; eben so die Seitenstiche. Aber von jenem Augenblicke an kann man rechnen, daß seine Gesundheit den ersten Stoß erhielt, und sich nie wieder ganz erholte; der Mangel an frischer Luft und gehöriger Leibesübung schwächte seine Kräfte und seine Nerven; das arme Kind führte ja seit dem achten Jahre ein trauriges, einförmiges Leben, mitten unter den Thränen, den Abhärmungen, den Erschütterungen und Schrecknissen der Seinigen.

Am 31sten Mai hörten die Prinzessinnen den Generalmarsch schlagen, die Sturmglocke läuten, aber niemand wollte ihnen sagen, warum es geschehe; nur wurde ihnen an diesem Tage der Spa-

ziergang auf der Thurmplatte nicht erlaubt. Ein gleiches Verbot erfolgte, so oft Paris in Aufruhr war. Anfangs Juni kam Chaumette eines Abends mit Hebert, und wiederholte die gewohnte Frage, ob es der Königin an nichts fehle, und ob sie keine Beschwerde führe. Sie antwortete, wie gewöhnlich: Nein; aber Madame Elisabeth forderte den Hut zurück, den Hebert mitgenommen hatte, und erhielt zur Antwort: der Gemeine-Rath finde es nicht für gut, ihn herauszugeben. Jetzt fragte ihn Madame Elisabeth, als sie sah, daß er nicht ging, und weil sie wußte, wie peinlich seine Gegenwart für die Königin sey: warum er gekommen, und ob er noch lange bleiben werde? Chaumette gab zur Antwort: Er habe die Gefängniße nach der Reihe besucht, und da alle Gefängniße gleich wären, sei er auch nach dem Tempel gekommen. Einige Tage später wandelte den Dauphin eine Ohnmacht an; Thierry

besuchte ihn mit einem Wundarzt, Soupé genannt, und einem andern, welcher Jupales hieß; doch der Zufall blieb ohne Folgen.

Ein zweiter, der die Frau Tison betraf, war in jeder Hinsicht ernsthafter. Sie verlor den Verstand. Die Krankheit des Dauphin beunruhigte sie; seit langer Zeit quälte sie sich mit Vorwürfen; kurz sie verging, und wollte nicht an die frische Luft. Einst, als sie für sich allein laut zu reden anfing, mußte Madame Royale über sie lachen. Mutter und Tante theilten einen Augenblick die ungewohnte frohe Laune der jungen Prinzessin. Bald zeigte sich's bei der Tison, daß es Geisteszerrüttung war; die Anfälle wurden heftiger, sie sprach laut von dem Fehler, den sie begangen, von ihren Angaben, von Gefängniß, von Blutgerüst, von der Königin und der Königlichen Familie, von einem Unglück, das sie betroffen; sie hielt sich selbst für unwürdig, den

Prinzessinnen vor die Augen zu treten; sie bildete sich ein, alle Personen, die sie früher angegeben habe, wären guillotinirt. Sie erwartete mit jedem Tage die Municipalbeamten, die sie angezeigt hatte, und wenn der Abend kam, und sie nicht erschienen, vermehrte sich ihre Traurigkeit. Entsetzliche Träume quälten sie bei Nacht, so daß ihr Geschrei oft bis zu den Gefangenen drang. Zur Beruhigung erlaubten ihr die Beamten, ihre Tochter zu sehen, die sie noch immer zärtlich liebte. Eines Tages, wo der Thürsteher, dem diese Erlaubniß nicht bekannt war, das Mädchen abgewiesen hatte, und die Mutter sich der Verzweiflung überließ, ließen sie die Municipalbeamten noch Abends um zehn Uhr rufen; die ungewohnte Stunde verschlimmerte ihren Zustand; in ihrer Angst wollte sie anfangs nicht herabkommen; noch auf der Treppe sagte sie zu ihrem Manne: „Man will uns ins Gefängniß abführen.“ — Man hatte sie rufen lassen,

damit sie ihre Tochter sähe; die Tochter stand vor ihr; sie sah und erkannte sie nicht, und blieb immer dabei, man wolle sie einsperren. Nach beendigter Unterredung schickte man sie wieder herauf. Plötzlich aber blieb sie mitten auf der Treppe stehen, und wollte weder hinauf noch hinunter. Der Municipalbeamte, der sie begleitete, gab sich vergebliche Mühe; endlich wurde ihm bange, und er mußte Leute herbeirufen. Als sie in ihrem Zimmer war, erfolgte ein neuer Auftritt; sie wollte nicht zu Bette, sie sprach und schrie in einem fort; so daß die Prinzessinnen nicht schlafen konnten. Am Morgen des folgenden Tages besuchte sie der Arzt, und fand sie wahnsinnig. Alle Augenblicke stürzte sie sich der Königin zu Füßen, und bat sie um Verzeihung. Die Königin und Madame Elisabeth hatten das größte Mitleiden mit ihrem Zustande, obschon sie es nicht verdiente. Sie pflegten sie, trösteten sie in ihrer unglücklichen

Lage, so lange sie im Tempel blieb, und suchten sie durch die aufrichtige Betheuerung zu beruhigen, daß sie ihr alles gern und von Herzen verziehen. Tages darauf brachte man sie aus dem Thurme nach dem Schlosse; aber als ihre Verrücktheit immer zunahm, mußte man sie endlich nach dem großen Hospital Hotel-Dieu abführen, und ihr eine Frau von der Polizei als Wächterin beigeben, damit, was sie in ihren Anfällen von Wahnsinn, über die Königliche Familie sagte, verschwiegen bliebe.

Am 3ten Julius las man den Prinzessinnen einen Convents-Beschluß vor, der die Trennung des Dauphin von der übrigen Familie und dessen Versetzung in den sichersten Theil des Thurmgebäudes verordnete. Kaum erfuhr der junge Prinz diese Nachricht, als er sich in die Arme seiner Mutter warf, und mit lautem Geschrei und häufigen Thränen bat, man möchte ihn doch nicht von

ihr trennen. Die unglückliche Königin war nicht minder von diesem grausamen Befehl wie vom Donner getroffen. Sie wollte ihr Kind nicht fahren lassen; sie wehrte sich wie eine Löwin gegen die Municipalbeamten, sie stellte sich vor das Bette hin, worin ihr Liebstes lag. Jene erklärten frei heraus, sie müßten das Kind haben, sprachen von Gewalt, drohten mit der Wache. Die Königin, ihrerseits, schwur, sie würde eher sterben, als das Kind lassen, und forderte jene auf, sie umzubringen. So verging eine ganze Stunde; die Beamten drohten und schimpften, die Königin widerstand, die Prinzessinnen und das Kind weinten und flehten. Endlich rückten sie mit der letzten Drohung heraus, und versicherten, sie müßten das Kind lebend oder todt haben. Jetzt gab die mütterliche Liebe nach, und brachte das letzte schmerzhafte Opfer. Madame Elisabeth und Madame Royale hoben das Kind aus dem Bette,

kleideten es an, denn der armen Mutter gebrach es an der Kraft; nun aber führte sie es selbst den Beamten zu, überlieferte es in ihre Hände, nachdem sie es in einen Strom von Thränen gebadet; denn ach! sie sah voraus, daß sie es nie wieder erblicken würde! Der arme Kleine umarmte zärtlich Mutter, Tante, Schwester, und folgte weinend den Beamten. Beim Abgehen trug ihnen die Königin noch angelegentlich auf, den Departementsrath um die Erlaubniß zu ersuchen, daß sie ihn bei Tische um sich haben könne: sie versprachen, den Auftrag auszurichten. Schon das Unglück, von ihm getrennt zu seyn, war groß; wie viel größer ward es, als sie erfuhr, daß ein gewisser Simon, ein Schuhmacher, den sie schon oft als Municipalbeamten im Tempel gesehen hatte, derjenige sey, der für das Kind sorgen und es erziehen sollte. Unaufhörlich wiederholte sie den Wunsch, es wiederzusehen; er wurde nie erfüllt. Der Dauphin

phin seinerseits, weinte zwei Tage und Nächte hintereinander, und verlangte und fragte immer nur nach seiner Mutter und den Uebrigen. Von nun an wurden die Prinzessinnen nicht mehr von Municipalbeamten bewacht, sondern ohne Umstände Tag und Nacht unter Schloß und Riegel gehalten. Eben dieses sahen sie aber als eine Erleichterung ihrer Leiden an: denn nun durften sie doch die lästigen, unausstehlichen Menschen nicht mehr um sich haben. Die Wächter traten nur dreimal des Tages ein, um das Essen zu bringen, die Fenster und die Gitterstangen zu untersuchen. Zugleich wurde den Prinzessinnen auch alle Bedienung entzogen, und auch dieses sahen sie als ein Glück an. Madame Elisabeth und die junge Prinzessin machten die Betten und bedienten die Königin. Sie begaben sich nun oft oben auf die Thurmplatte, weil der Dauphin seinerseits ebenfalls spazieren ging, und es der Königin einzige

Freude war, ihn von weitem durch eine Ritze zu sehen. Sie blieb stundenlang auf derselben Stelle, um nur eine Minute das Glück zu haben, ihn im Vorbeigehen zu erblicken. Nur selten erfuhr sie, was er mache und wie er sich befinde, durch die Beamten, oder durch Tison, der bisweilen zu Simon kam. Tison suchte sein voriges Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß er zur Sühne für seinen begangenen Fehler der Königin Nachricht von ihrem Sohne brachte.

Was aber Simon anbelangt, so quälte und mishandelte er das Kind auf eine unglaubliche Weise; besonders weil es immer noch über seine Trennung von der Familie weinte. Zuletzt machte er ihm so bange, daß es vor Furcht nicht mehr weinen durfte. Madame Elisabeth, die es erfuhr, bewog Tison und Andere, die zur Königin kamen, ihr alles sorgfältig zu verschweigen; doch ahndete und wußte diese mehr, als man wohl

glauben mochte. Eines Tages drang das Gerücht bis zum Convent, der Dauphin sey auf dem Boulevard gesehen worden; die Tempelwache, die ihn nicht sah, bestätigte das Gerede, und die Prinzessinnen selbst überließen sich einen Augenblick der Hofnung, daß dem so sey. Bald aber verschwand das Mährchen; der Convent gab Befehl, den Dauphin in den Garten spazieren zu führen, damit ihn jedermann sähe.

Der junge Prinz, den man noch nicht Zeit gehabt hatte umzuschaffen, nahm diesen Augenblick wahr, sich laut über die Trennung von den Seinigen zu beschweren; man hieß ihn aber sogleich schweigen. Als hierauf die Conventsdeputirten, denen man den Auftrag gegeben hatte, sich von der Gegenwart des Kindes zu überzeugen, zur Mutter gingen, ließ sie ihrer Klage freien Lauf, und warf ihnen mit Nachdruck die Grausamkeit vor, eine Mutter ihres Kindes zu berauben. Sie

konnten nichts weiter zur Antwort geben, als daß es eine nothwendige Maaßregel sey. Ein neuer General-Anwald war ernannt worden; auch dieser stattete bei den Prinzessinnen einen Besuch ab, und benahm sich dabei auf eine Weise, die den Prinzessinnen, bei allem, was sie schon in dieser Art gesehen und geduldet hatten, noch nicht vorgekommen war. Sein erstes und sein letztes Wort waren die pöbelhaftesten Flüche und Redensarten.

Am 2ten August, in der Nacht um 2 Uhr, wurden die Prinzessinnen unvermuthet geweckt. Man las der Königin einen Convents-Beschluß vor, des Inhalts, daß, auf Ansuchen des Gemeine-Anwalds, sie nach dem Gefängniße der Conciergerie gebracht, und ihr daselbst der Prozeß gemacht werden sollte. Sie hörte den Beschluß mit der größten Ruhe, im tiefsten Stillschweigen, an, ohne die Farbe, ohne die Miene zu verändern; aber Ma-

dame Elisabeth und Madame Royale verlangten mit Ungestüm, der Königin nach der Conciergerie folgen zu dürfen, welches ihnen aber standhaft verweigert wurde. Die ganze Zeit über da die Königin ihre Sachen und Kleidungsstücke in Ordnung brachte, ließen die Municipalbeamten sie nicht aus den Augen; ja sie mußte sich sogar in ihrer Gegenwart ankleiden. Man bat sich ihre Taschen aus; sie reichte sie hin; man durchsuchte sie, man nahm alles heraus, ohngeachtet sie nur gleichgültige Sachen enthielten. Es wurde ein Pack aus dem Vorgefundenen gemacht und alles nach dem Revolutions-Gericht *) geschickt, mit dem Bedeuten an die Königin, das Pack solle vor ihren Augen im Gerichte selbst geöffnet und untersucht werden. Sie ließen ihr nichts weiter als ein Tuch und

---

*) Tribunal révolutionaire.

ein Riechfläschchen. Die Königin nahm nun Abschied von den Prinzessinnen, umarmte ihre Tochter, ermahnte sie zum Muth und zur Standhaftigkeit, trug ihr auf, hinfort für ihre Tante alle mögliche Sorge zu tragen, ihr wie eine zweite Mutter zu folgen und gehorsam zu seyn; hierauf warf sie sich in die Arme ihrer Schwägerin und empfahl derselben ihre beiden lieben Kinder. Die junge Prinzessin fand sich dergestalt erschüttert und ergriffen, die Trennung von ihrer Mutter schien ihr so über alle Maaßen schmerzhaft, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Endlich, nachdem Madame Elisabeth der Königin noch einige Worte ins Ohr gesagt, verließ diese das Zimmer, ohne ihre Tochter noch einmal angesehen zu haben, ohne Zweifel, aus Furcht weich zu werden. Doch mußte sie noch unten im Thurme verweilen, weil von Seiten der Municipalbeamten ein Protocoll aufgenommen werden sollte,

daß sie förmlicherweise abgegeben und entlassen sey. Als die Königin durch das kleine Pförtchen ging, schlug sie den Kopf an, weil sie, bei ihrer hohen Gestalt, vergessen hatte, sich zu bücken. Man fragte sie, ob sie sich nicht wehe gethan: „O nein! sagte sie; jetzt kann mir nichts in der Welt mehr wehe thun!“ Sie stieg in den Wagen, begleitet von einem Municipalbeamten und zwei Gensd'armen; ihr wurde in der Conciergerie das allerschmutzigste, feuchteste, ungesundeste von allen Zimmern angewiesen, und ein Gensd'arme beigegeben, der sie bei Tage und bei Nacht bewachen mußte. Madame Elisabeth und Madame Royale waren untröstlich über die Trennung und brachten die ersten Nächte schlaflos und in Thränen zu, obschon man ihnen die Versicherung gegeben hatte, es würde der Königin nichts zu Leide geschehen.

Der einzige Trost für die junge Prin-

zessin war nun, in Gesellschaft ihrer Tante bleiben zu können; sie liebte sie gar zu sehr; aber ach! alles um sie her sollte ein Opfer des Todes werden; und auch diese sollte sie bald verlieren!

Gleich nach der Abholung der Königin hatte Madame Elisabeth um die Vergünstigung angehalten, mit ihr in der Conciergerie eingeschlossen zu werden; konnte aber eben so wenig dieses, als irgend Nachrichten von ihr erhalten. Die Königin trank nur Wasser. Madame Elisabeth wußte, daß ihr Magen das Seine-Wasser nicht ertragen konnte, bat also die Municipalbeamten, sie möchten es aus Menschlichkeit so einrichten, daß der Königin Wasser aus Ville-d'Avray gebracht werde, welches sie bis dahin im Tempel getrunken. Diese Bitte sollte gewährt, und ein Beschluß darüber gefaßt werden; schon glaubte man die Sache in Richtigkeit, als ein einziges Mitglied sich der Sache widersetzte; es ward nichts

daraus. Einige Tage nachher versuchte die Königin sich Nachricht von den Prinzessinnen zu verschaffen, und schickte nach dem Tempel, um sich einiges von ihren Sachen auszubitten, unter andern ein Strickzeug, weil sie ein Paar Strümpfe für den Dauphin angefangen hatte. Es wurde ihr geschickt, und zugleich aller übrige Woll- und Seidenvorrath, da man wußte, wie gern sich die Königin von jeher mit der Nadel beschäftiget hatte. Man erinnerte sich, daß in den glücklichern Zeiten, Marie Antoinette die Arbeit nie anders als in den Courstunden aus den Händen legte. Aber ach! auch diese Vorsorge der Prinzessinnen ging verloren; die Königin bekam nichts von dem, was geschickt worden war; sie erfuhren sogar, weßwegen sie nichts erhalten, nemlich, weil man besorgt war, sie möchte sich mit den Stricknadeln das Leben nehmen.

Eine Zeitlang erhielten die beiden

Prinzessinnen Nachricht vom Dauphin; aber auch das sollte aufhören. Sie konnten ihn von weitem mit Simon die Carmagnole, die Marseiller-Hymne und andre dergleichen Gräuel singen hören. Simon hatte ihm sogar die rothe Mütze aufgesetzt und eine Carmagnole *) angezogen. Er zwang ihn, bei offenem Fenster zu singen, und gab ihm Anleitung, die schrecklichsten Flüche und Lästerungen gegen Gott, seine Familie und die Aristokraten auszusprechen. **) Zu gutem Glück hat die Königin nichts von dem allen gehört; sie war früher nach der Conciergerie gebracht worden, als der Dauphin diese Gräuel singen und sagen gelernt hatte; der Himmel wollte sie wenigstens vor dieser Pein bewahren.

---

*) Soldatenjacke.

**) Der schändliche Simon ist am 29sten Juli 1794 guillotinirt worden.

Noch ehe sie den Tempel verließ, hatte man ihr die Kleider des Prinzen abgefordert; sie gab sie mit der ausdrücklichen Bitte hin, daß das Kind die Trauer für seinen Vater nicht ablegen dürfte. Das erste was Simon that, war, daß er ihm das schwarze Kleid auszog. Die Veränderung in der Lebensart und die üble Behandlung in jeder Hinsicht, brachte eine Veränderung in der Gesundheit des Prinzen hervor; gegen Ende August ward er krank. Simon gab ihm über die Maaßen zu essen, ließ ihn viel Wein trinken, obschon er ihn eben so wenig liebte, als ihn vertragen konnte. Eine Folge der unregelmäßigen Diät war das Fieber; die dagegen gebrauchten Mittel schlugen schlecht an; seine Gesundheit schien verloren. Das Kind ward außerordentlich fett, doch ohne dabei zu wachsen; die einzige Leibesübung, welche Simon mit ihm anstellte, war, daß er es

auf die Thurmplatte führte, um frische Luft zu schöpfen.

Anfangs September stieß Madame Royale eine Unpäßlichkeit an; eine Folge ihrer Unruhe über das Schicksal der Königin, denn sie konnte keinen Trommelschlag hören, ohne an einen neuen zweiten September zu denken. Täglich bestieg sie den Thurm mit ihrer Tante; täglich fanden sich dreimal die Municipalbeamten ein; gleichwohl konnten sie bei aller Strenge und Wachsamkeit nicht verhindern, daß nicht bisweilen Nachrichten von aussen einliefen, besonders von Seiten der Königin, der Hauptperson in ihren Augen. Trotz aller Vorsicht, welche die hartherzigen, mitleidlosen Menschen anwendeten, fanden sich immer gute Seelen, die sich für die Prinzessinnen interessirten. Auf diese Weise erfuhren sie unter andern, daß man der Königin Schuld gäbe, sie unterhalte Briefwechsel mit dem Auslande. Alsobald vernichte-

ten sie ihre eigenen Schreibmaterialien, Bleifedern 2c., kurz alles, was sie bisher noch gerettet und verborgen hatten, aus Furcht, man möchte sie in Gegenwart von Simons Frau sich entkleiden lassen, und was man etwa fände, könne der Königin zum Nachtheil und zur Anklage gereichen; denn trotz der genauesten Untersuchungen in ihrem Zimmer und unter ihren Geräthschaften, hatten sie immer Mittel gefunden, sich Dinte, Papier und Federn zu halten. Sie erfuhren ebenfalls, die Königin habe aus der Conciergerie entfliehen können; die Frau des Stockmeisters sey gegen ihr Unglück nicht unempfindlich, und trage große Sorge für ihre Person.

Um diese Zeit kamen die Municipalbeamten auf's neue zu den Prinzessinnen, und verlangten Wäsche für die Königin, ohne sich in die Fragen über ihre Gesundheit einlassen zu wollen. Sie nahmen alles weg, was die Königin an Ta=

pisserieарbeit genähet hatte, ja sogar die angefangenen Streifen, woran die Prinzessinnen arbeiteten, weil, wie sie sagten, es möglich sey, in diese Nähterei heimliche Stiche und eine künstliche Schreibart hinein zu wirken.

Am 21sten September, 1 Uhr nach Mitternacht, fand sich Hébert in Begleitung einiger Municipalbeamten ein, um einen Beschluß des Gemeinerathes zu vollstrecken. Dieser bestand darin, daß die Prinzessinnen strenger bewacht und gehalten werden sollten, als je; sie wurden auf ein einziges Zimmer beschränkt; Tison, der noch immer die grobe Hausarbeit verrichtete, mußte als Gefangener ins Thürmchen wandern; den Prinzessinnen ward nur das allerunentbehrlichste zugestanden; das Essen sollte ihnen in einer Drehscheibe gereicht werden, die an der Eingangsthür anzubringen sey, und niemand durfte fernerhin zu ihnen Einlaß haben, als der Holz- und Wasserträger.

Die Drehscheibe kam nicht zu Stande; die Municipalbeamten zeigten sich vor wie nach, dreimal des Tages, und untersuchten Fenster, Stangen, Schränke und Kommoden. Die Prinzessinnen machten ihre Betten, hielten das Zimmer besenrein, anfangs mit ziemlichem Aufwand von Zeit und Kräften; sie benahmen sich sehr unbeholfen dabei. Aber Noth bricht Eisen; sie hatten niemand zu ihrer Bedienung, und Hébert machte sich ein Vergnügen daraus, Madame Elisabeth zu beweisen: in einer Republik sey Gleichheit das Grundgesetz; dem zu folge müsse sie, da sie Gefangene wäre, und ihre Mitgefangenen sich allein bedienten, sich's gefallen lassen, sich ohne Tison zu behelfen. Ja man behandelte sie noch härter, nahm ihnen alle kleine Bequemlichkeiten des Lebens ab, z. B. einen Lehnstuhl, der Madame Elisabeth gehörte, und sonst noch vielerlei. Die Personen, die ihnen das Essen brachten, mußten es vor der Thür

abgeben, damit sie sich in keine Verbindung mit den Gefangenen einlassen möchten. Kurz, sie lebten ohne allen Verkehr von aussen, ohne alle Nachricht, außer wenn die Ausrufer neue Blätter feilboten, und den Inhalt laut verkündeten. Sie durften nicht mehr auf die Thurmplatte; man nahm ihnen sogar ihre feinen großen Bettlaken, unter dem Vorwande, daß sie sich daran aus dem Fenster herablassen könnten, obschon die Eisenstäbe es unmöglich machten; der wahre Grund war, weil man grobe schmutzige Laken an der Stelle geben wollte. — Um diese Zeit, glaube ich, fing der Prozeß der Königin an. Nach ihrem Tode habe ich erfahren, 'man habe sie aus der Conciergerie retten wollen, der Plan sey aber mißlungen. Man versicherte mir, die Gensd'armen und die Frau des Stockmeisters wären gewonnen gewesen, und die Königin habe im Gefängniße mehrere ihr ergebene Personen gesehen, unter andern einen Priester, der

ihr

ihr das heilige Abendmahl reichte, welches sie mit der innigsten Andacht empfing.

Die Gelegenheit zu entkommen ging einmal verloren, weil die Königin mit der zweiten Schildwacht sprechen sollte und mit der ersten sprach; sie hatte die Anweisung unrecht verstanden. Ein andermal war sie schon aus ihrem Zimmer und über den Flurgang hinaus, als ein Gensd'arme, auf welchen sie stieß, sie auffing und zur Rückkehr zwang, so daß auch dieser Versuch fehlschlug. Man darf sich nicht wundern, daß ihr so manche Mittel zur Flucht angeboten wurden, wenn man an die Menge der Rechtschaffenen denkt, die in Paris lebten, und da es, mit Ausnahme der wilden und rohen Wüthriche, die damals alle Gewalt in Händen hatten, keinen gab, der, wenn er einmal das Glück gehabt hatte, sich ihr zu nähern, und einige Worte mit ihr zu wechseln, nicht mit inniger Ehrerbietung gegen sie erfüllt gewesen wäre, so sehr

wußte ihre Herzensgüte die Würde und Größe, die sich in ihrem Aeußern zeigte, zu mildern. Madame Elisabeth und Madame Royale erfuhren obiges nur lange nachher; das einzige, was ihnen, in der Zeit, wo es geschah, hinterbracht wurde, war das Ereigniß mit einem Ludwigsritter, der der Königin eine Nelke überreichte, worin ein Zettel verborgen lag. Die Folgen dieser List blieben ihnen aber lange unbekannt. *)

---

*) Herr Hue erzählt die Sache umständlich. Der Ludwigsritter hieß Rougeville. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß ein gewisser Michonis, Municipalbeamter, und einer der Gefängnißverwahrer, ihn zur Tafel lud; hier erhielt er von ihm die Erlaubniß, ihn zur Königin zu begleiten. Bei Tische überreichte er einer Dame, die sich unter den Gästen befand, und deren Namenfest es gerade war, einen Blumenstrauß, und bekam, zum Dank für diese Artigkeit, von ihr eine Nelke zurück. In diese steckte er ein Zettelchen mit den Worten: „Ich habe Arme und Geld zu Ihrem Be-

Kein Tag verging, wo sie nicht von den Municipalbeamten durchsucht und ihre Sachen umgewühlt worden wären. Am 4ten September wurde eine große allgemeine Visitation angestellt, ihnen das wenige Silberzeug und Porcellan abgenommen, und als man nicht so viel fand, als man sich versprochen haben mochte, ihnen der Vorwurf gemacht, einen Theil weggeschafft zu haben. Man höre nur; Prinzessinnen wurden des Diebstahls beschuldiget! Wie tief war man gesunken! Hinter den Schiebfächern der

---

fehl." Als er hernach zur Königin eingelassen wurde, überreichte er ihr, mit dem Scheine der Gleichgültigkeit, die Nelke, gab ihr aber zugleich einen Wink, den die Königin verstand. Sie fand und las den Zettel, und war im Begriff, Nein mit einer Nadel darauf zu kritzeln, als ein Gensd'arme eintrat und sie überraschte. Nun war alles entdeckt. Rougeville rettete sich mit der Flucht, aber Michonis wurde guillotinirt.

Commode von Madame Elisabeth fanden sie eine Rolle Louisd'ors; o wie warfen sie sich darüber her! Nun wurde die Prinzessin noch obendrein befragt, von wem sie dieses Gold erhalten habe? für wen sie es aufbewahre? Sie sagte: die Prinzessin Lamballe hätte es ihr nach dem 10ten August gegeben, und sie habe es bisher lieber behalten als herausgeben wollen. Auf die Frage: woher es Frau von Lamballe bekommen? gab sie zur Antwort: das wisse sie nicht.

Es war dem in der That so; die Kammerfrauen der Prinzessin Lamballe hatten Mittel gefunden, die Goldrolle in den Tempel zu schaffen, und die Prinzessin hatte sie, bei ihrem Abgang, der Königlichen Familie hinterlassen. Nun befragten die Commissarien auch Madame Royale nach allem, sogar nach ihrem Namen, als wenn dieser ihnen unbekannt gewesen wäre; zuletzt mußte sie noch das Protocoll unterschreiben.

Am 8ten October, Mittags, als die Prinzessinnen eben beschäftigt waren, ihr Zimmer auszukehren und sich anzukleiden, meldeten sich Pasche, Chaumette und David*), drei Mitglieder des Convents, im Gefolge mehrerer Municipalbeamten, an der Thür. Madame Elisabeth ließ sie nicht eher ein, bis sie angekleidet war. Pasche wendete sich zur jungen Prinzessin, und ersuchte sie, ihn hinunter zu begleiten; ihre Tante wollte folgen, wurde aber zurückgehalten; sie fragte, ob ihre Nichte wieder herauf kommen würde. Chaumette versicherte ihr, Ja! Er setzte hinzu: „Sie können sich auf das Wort eines ächten Republikaners verlassen; sie kommt wieder herauf.“ Jetzt umarmte Madame Royale ihre Tante, welche wie versteinert da stand, stieg hinab, und war überaus verlegen, da es das erste=

*) Der noch lebende Maler und damaliges Conventsglied.

mal war, daß sie sich mit Männern allein fand; sie wußte nicht, was sie von ihr wollten, und empfahl sich in den Schutz Gottes. Chaumette versuchte es, auf der Treppe, ihr Höflichkeiten zu sagen; sie aber stellte sich, als höre sie nicht, was er sage; fand bald darauf ihren Bruder vor, den sie aufs zärtlichste umarmte, aber aus dessen Armen sie gerissen und in ein anderes Zimmer gebracht ward. Hier bot ihr Chaumette einen Stuhl an; sie setzte sich; er, ihr gegenüber stehend, fragte sie nach ihrem Nahmen, welchen, so wie alles übrige, ein Municipalbeamter aufschrieb. Nach ihm, kam die Reihe an Hébert. Er fing das Verhör mit einer Ermahnung an. „Sagen Sie die Wahrheit. Was man Sie fragen wird, betrifft weder Sie noch Ihre Familie." — Auch meine Mutter nicht? — „Nein; es betrifft bloß Personen, welche ihre Schuldigkeit nicht thaten. Kennen Sie die Bürger Toulan,

Lepitre, Breno, Brugnot, Merle, Michonis?" — Nein, mein Herr. — „Das ist nicht wahr: besonders kennen Sie Toulan, den kleinen jungen Mann, der oft den Dienst im Tempel hatte." — Ich kenne ihn so wenig, als die übrigen. — „Erinnern Sie sich, eines Tages, wo Sie mit Ihrem Bruder allein im Thürmchen gelassen wurden?" — Ja. — „Ihre Mutter und Tante hatten Sie dorthin gebracht, um mit jenen desto gemächlicher und ungehinderter sich unterreden zu können." — Nein, nicht deßwegen, mein Herr, sondern um uns an die Kälte zu gewöhnen. — „Was gaben Sie im Thürmchen an?" — Wir sprachen, wir spielten miteinander. — „Haben Sie nicht bemerkt, als man Sie wieder herausließ, was jene Ihrer Mutter und Tante gebracht hatten?" — Ich habe nichts bemerkt. — Hierauf that Chaumette noch allerhand Fragen an sie, betreffend ihre Mutter und ihre Tante, und nähere

Umstände, die alle Sittsamkeit empören und beleidigen mußten. Die Prinzessin fühlte sich von solchen Gräueln dergestalt ergriffen, von solchen Fragen außer sich gesetzt, daß sie sich nicht enthalten konnten, ihn den schändlichsten Verläumder zu nennen; aber obgleich ihr dabei die Thränen in den Augen standen, fuhr der Schändliche mit Fragen fort, die sie zwar nicht verstand, die aber in so groben Ausdrükken abgefaßt und so abscheulichen Inhalts waren, daß sie zuletzt nicht anders als mit Thränen des Unwillens und der Empörung antwortete. Hierauf befragte er sie über die Flucht nach Varennes, und vernahm sie über eine Menge von Gegenständen, auf welche sie, so gut sie konnte, ohne jemand zu nennen und zu verwikkeln, Antwort gab; denn sie hatte oft ihre Eltern und ihre Tante sagen hören, man müsse lieber sterben, als Andre durch Verwickelung in einen gefährlichen Handel unglücklich machen. Endlich nahm

das Verhör um drei Uhr ein Ende; es hatte seit Mittag gedauert. Jetzt ersuchte die Prinzessin mit vielem Feuer Chaumette, er möchte sie wieder mit ihrer Mutter vereinigen, und setzte mit Wahrheit hinzu: „Ich habe mit der Tante so oft darum angehalten.“ — Ich kann nichts dazu thun, war die Antwort. — „Wie? mein Herr, Sie könnten dieses nicht vom Departementsrath erhalten?“ — Nein, dort habe ich nicht den geringsten Einfluß. — Er ließ sie nun durch drei Municipalbeamten wieder auf ihr Zimmer bringen, nachdem er ihr eingeschärft hatte, der Tante, von dem, was vorgefallen, kein Wort zu sagen. Sie warf sich ihr schweigend um den Hals; aber man trennte sie sogleich, und nun wurde die Tante hinabgeführt. Man legte ihr dieselbe Fragen über obige Personen vor, die schon an die junge Prinzessin ergangen waren. Sie sagte, sie kenne zwar dem Namen nach und von Gesicht diese

und noch andre Leute, die man ihr nannte, sie habe aber nie mit denselben in der geringsten Verbindung gestanden. Ferner leugnete sie jedes auswärtige Verhältniß, und erwiederte mit verächtlichem Unwillen die schändlichen Fragen, die man sich zu thun erdreistete. Ihr Verhör dauerte eine Stunde; denn die Deputirten sahen wohl ein, daß sie sich nicht so leicht irre machen und Furcht einjagen lassen würde, als sie es sich von der jungen Prinzessin in einem dreistündigen Verhör versprochen haben mochten. Allein auch in dieser hatten sie sich sehr geirrt; sie hatten nehmlich nicht bedacht, daß die Erfahrungen der letzt verflossenen Jahre, und vor allem das Beispiel des Muths, welches sie von ihren Eltern erhalten, derselben eine Kraft und ein Gemüth zu eigen gemacht, welches sie weit über ihr Alter erhob.

Chaumette hatte zwar den Prinzessinnen betheuert, ihr Verhör stände auf

keine Weise mit dem der Königin in Verbindung, und jener Prozeß sey uoch weit vom Abschlusse entfernt; aber ach! er betrog sie schändlich; denn gleich darauf wurde ihr das Urtheil gesprochen, nnd sie ward hingerichtet, ohne daß es die Prinzessinnen erfahren hätten. Alles was sie späterhin von diesem abscheulichen Handel in Erfahrung bringen konnten, beschränkt sich auf folgendes:

Die Anwalde oder Vertheidiger der Königin wurden ihnen genannt*). Sie vernahmen, daß Simon und Matthieu, die beiden Schloßwärter des Tempelthurms, und ausser ihnen auch viel rechtschaffene Männer waren vernommen worden, und daß es für die Königin äußerst schmerz-

*) Es waren die Herren Chauveau-Lagarde und Tronçon du Coudray. Der Präsident des Tribunals hieß Herman, der Ankläger der Königin, Antoine Quentin Fouquier.

haft gewesen, diese in ihren Prozeß verwickelt zu sehen. Sie vernahmen, daß man den Arzt Brunier vor das Gericht gefordert habe; daß man ihn befragt: Ob er die Königin kenne? Daß er ja! geantwortet. — Wie lange? — Seit 1788, als die Königin ihre Kinder meiner ärztlichen Besorgung anvertraute — Haben Sie nicht, wenn Sie in den Tempel kamen, den Gefangenen Verbindung nach aussen erleichtert und verschafft? — Hier unterbrach die Königin: Nein, so oft der Arzt Brunier in den Tempel kam, begleitete ihn, wie Sie wissen, ein Municipalbeamter, in dessen Beiseyn er mit uns sprach. — Endlich vernahmen sie noch, daß das Verhör drei Tage und drei Nächte hintereinander ununterbrochen gedauert; daß man der Königin Fragen aller Art vorgelegt, und sogar die schändlichsten Sachen zur Sprache gebracht. Wer kennt die schöne Antwort nicht, welche sie auf eine, die Weiblichkeit

empörende Beschuldigung gab?*) Sie gewann dem Volke Rührung und Achtung ab, so daß die Richter mit dem Verdammungsurtheil eilen mußten, weil es ihnen nicht entgehen konnte, welchen Eindruck der Königin Würde, Muth, und

---

*) Sie gab folgende würdevolle Antwort: „Die Natur sträubt sich, auf eine solche, einer Mutter gemachte Anschuldigung zu antworten!" — Tief gerührt, setzte sie hinzu: „Ich appellire an alle in dieser Versammlung befindlichen Mütter!" — In den schrecklichen Tagen, wo dieses Verhör gehalten wurde, speiseten, wie man sagt, Robespierre, St. Just und Barrere mit einem Geschwornen des Revolutionsgerichts. Es war die Rede von dem Fortgange des Verhörs, und der Geschworne erzählte Heberts Beschuldigung und der Königin Antwort. Dieser Bericht machte einen so lebhaften Eindruck auf Robespierre, daß er, seinen Teller zerschlagend, in folgende Worte ausbrach: „Wie kann Hebert so dumm seyn! Wie kann man Antoinette zu einer Agrippine machen wollen? Sie sollte dem Abscheu Preis gegeben, nicht dem Mitleiden des Volkes als achtungswerther Gegenstand aufgestellt werden."

Standhaftigkeit auf die Zuhörer machte. Sie hörte ihr Urtheil mit großer Seelenruhe an. Als man ihr aber, sie zum Tode vorzubereiten, einen meineidigen Priester zugegeben hatte, verbat sie sich anfangs mit Sanftmuth seinen rohen, sündigen Zuspruch, hörte ihm dann nicht weiter zu, als er zu sprechen fortfuhr, und weigerte sich, das Sacrament von ihm zu empfangen. Ohne geistliche Beihülfe knieete sie allein vor Gott nieder, betete lange für sich, fand sich hierauf erschöpft, hatte einen Anfall von Husten, legte sich nieder, und schlief einige Stunden ruhig. Am folgenden Morgen besann sie sich auf den ebenfalls in der Conciergerie sitzenden Pfarrer von Ste. Marguerite, dessen Fenster dem ihrigen gegenüber lag. Sie stellte sich an ihr Fenster, er an das Seinige; sie kniete nieder, und erhielt, wie man sagt, von weitem von ihm die Sündenerlassung oder wenigstens den Segen. Von diesem Augenblick an brachte sie dem

Himmel ihr Leben zum Opfer, ging, von den Flüchen eines unseelig-verirrten Volkes umgeben, muthvoll dem Tode entgegen, verlor ihren hohen Geist weder auf dem Karren noch auf dem Blutgerüst, und zeigte sich eben so groß im Tode als im Leben.

Also starb am 16ten October 1793, 8 Monate nach ihrem Gatten, Marie Antoinette Josephe Johanne von Lothringen, die Tochter eines Kaisers, die Gemahlin eines Königs, in einem Alter von 37 Jahren 11 Monaten, wovon sie drei und zwanzig in Frankreich zugebracht hatte.

Die Prinzessinnen konnten sich immer noch nicht von dem Tode der Königin überzeugen, als schon die Blattausrufer das Urtheil unter ihren Fenstern verkauften. Sie hielten den Ausruf für Betrug, und überliessen sich der täuschenden, den Unglücklichen so eigenen Hoffnung, daß sie gerettet sey.

Gleichwohl, bei allem Vertrauen, welches sie in die fremden Mächte setzten gab es Augenblicke, wo sie sich der Unruhe über ihr Schicksal nicht erwehren konnten, zumal wenn sie die Wuth sahen, mit welcher das unglückliche Volk gegen die Königliche Familie erfüllt war. So ist Madame Royale anderthalb Jahr, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, von den schrecklichsten Zweifeln gefoltert worden.

Einige Zeit nachher erfuhren die Prinzessinnen das Blutgericht und den Tod des Herzogs von Orleans*) ebenfalls

*) Philipp, Herzog von Orleans, genannt Egalité, wurde zu Anfang Novembers 1793 vor das Revolutionsgericht gestellt, in dasselbe Zimmer der Conciergerie gebracht, welches Marie Antoinette bewohnt hatte, und, da er keinen Aufschub begehrte, am folgenden Morgen nach gefälltem Todesurtheil guillotinirt. Er hatte schon eine geräume Zeit auf der Citadelle von Marseille gesessen.

falls durch die öffentliche Stimme der Ausrufer; dieses war auch die einzige Nachricht, die ihre lange Wintergefangenschaft unterbrach; sie hatten sogar einige Hoffnung für sich aus diesem Umstand geschöpft; aber ach! die Verfolgungen und Durchsuchungen gingen von neuem an, und die Prinzessinnen wurden härter behandelt, als je. Madame Elisabeth, welche seit der Revolution ein Fontanel am Arme trug, hatte unendliche Mühe, das Nöthige zum Verband zu erhalten; endlich nahm sich ein menschenfreundlicher Municipalbeamter doch ihrer an, und versorgte sie mit Salbe. Noch mehr, man entzog ihr die Kräuter, deren sie sich zum Morgentrank für ihre Gesundheit bediente. Die Fische an den Fasttagen waren ihr längst genommen; und als sie sich Eier oder andre gemeine Fastenspeisen ausbat, erhielt sie nicht allein eine abschlägige Antwort, sondern den schnöden Bescheid: Die Gleichheit in der Re-

Bayerische Staatsbibliothek München

publik mache auch alle Wochentage gleich; es gäbe ferner keine Wochen mehr, sondern Decaden; und zum Beweis brachte man ihr einen Revolutionskalender. Ein andermal, als sie wieder auf Fastenspeise bestand, ward ihr erwiedert: „Bürgerin, wie lebst Du denn? Weißt Du denn gar nicht, was um Dich vorgeht? Wer kein Dummkopf ist, glaubt nicht mehr an Fasten und Beten." Endlich überhob sie sich der vergeblichen Mühe. Nichts desto weniger fuhr man aber fort, zu forschen und zu suchen. Seit dem Monat November wurden die Prinzessinnen regelmäßig dreimal des Tages visitirt. Eine dieser Haussuchungen dauerte von 4 bis 8 Uhr des Abends; die vier Municipalbeamten konnten gar nicht damit fertig werden, denn sie waren viehisch betrunken. Man kann sich keinen Begriff von ihren Reden, ihren groben Schmähungen, ihren Flüchen und Schwüren machen. Alles was sie vorfanden und wegnahmen,

Bayerische Staatsbibliothek München

bestand in Kleinigkeiten, z. B. in Hüten, in Spielkarten, wegen der Königsbilder; Büchern, wegen der Wappen; nur die Andachtsbücher ließen sie der Prinzessin, doch aber nicht, ohne vorher ihr Gespött damit getrieben zu haben. Simon beschuldigte die Prinzessinnen, falsche Assignate zu machen, und Briefe zu wechseln; er behauptete, sie hätten mit dem Könige, während seines Prozesses, in Verbindung gestanden. Letztere Erklärung machte er im Namen des kleinen Dauphin, dem er diese Lüge sogar hatte unterzeichnen lassen. Der Lärmen, den er für falsche Münzprägung hielt, war weiter nichts, als das Klappern des Brettspiels, wenn Madame Elisabeth, die ihre Nichte Trictrac gelehrt hatte, um sich zu zerstreuen, in den langen Winterabenden, einige Partieen mit ihr spielte. Uebrigens verfloß der Winter ziemlich ruhig, wenn man die Hausinquisitionen abrechnet.

Man gab ihnen zuletzt auch Holz, welches ihnen anfangs verweigert worden war.

Am 19ten Januar 1794 hörten sie mit einemmale eine große Bewegung beim Dauphin, woraus sie abnahmen, daß er den Tempel verließe. Ihre Vermuthung ward ihnen zur Gewißheit, als sie durch das Schlüsselloch lauschten, und Gepäcke forttragen sahen. Einige Tage nachher hörten sie gleichwohl die Thüre öffnen, und im Zimmer auf und abgehen; immer noch waren sie der Meinung, der Dauphin sey abgeführt, und eine andere wichtige Person an seine Stelle gesetzt worden. Es war aber nicht er, sondern Simon, der den Tempel verlassen hatte. Diesem war die Wahl gelassen worden, ob er Municipalbeamter werden, oder ferner beim Dauphin bleiben wolle; er hatte das erstere vorgezogen, und nun hatte man die Grausamkeit, das Kind allein zu lassen. Eine Barbarei ohne Beispiel! ein unerhörtes Verbrechen! ein unschul-

diges, unglückliches, schon krankes Kind, von acht Jahren, ohne alle menschliche Hülfe zu lassen, auf seinem Zimmer ganz allein unter Schloß und Riegel zu halten, ihm nichts als eine elende Klingel zur Hand gebend, die es nicht einmal anzog, aus Furcht vor denen, die auf sein Schellen herbeikommen möchten, und lieber manches entbehrte, als seine Verfolger um etwas anzusprechen! Das Kind lag in einem Bette, welches seit länger als sechs Monaten nicht aufgeschüttelt worden war, und hatte nicht die Kraft es selbst zu thun; war mit Flöhen und Wanzen bedeckt, Leibwäsche und Bettzeug damit übersäet; seit Jahr und Tag kein Hemde, keine Strümpfe gewechselt; seinen Unrath nicht weggeschaft; keine Seele, die daran dachte, das Zimmer zu lüften; die mit Stäben und einem Vorhange-Schloß versehenen Fenster nie geöfnet; und das Zimmer mit mephitischen Dünsten verpestet. Das unglückliche Kind

hätte sich freilich waschen und reinlich halten können; denn das einzige, womit man es versah, war ein Wasserkrug; aber die schlechte Behandlung, die es erlitten, hatte ihm allen Muth benommen, und seine angehende Krankheit raubte ihm die Thatkraft. Es verlangte nie etwas, so groß war die Furcht, die ihm Simon und Consorten eingejagt hatten. Es brachte den ganzen Tag in voller Unthätigkeit zu; man steckte ihm Abends kein Licht an; seine Lage griff eben so sehr in sein physisches als in sein moralisches Wesen ein; und niemand darf sich wundern, daß sein Zustand in eine frühzeitige Dörrsucht ausartete. Nichts beweiset seine ursprünglich gute Leibesbeschaffenheit mehr, als daß es der Krankheit und der grausamsten Behandlung so lange hat Widerstand leisten können.

Madame Elisabeth hielt strenge Fasten, frühstückte nicht, nahm statt des Mittagsessens ihr Frühstück, bestehend in

einem Napfe Milchkaffee, zu sich, aß Abends ein Stück trocken Brod, und ließ Madame Royale die für sie aufgetragenen Speisen essen, weil diese das canonische Alter noch nicht erreicht hatte. Es läßt sich überhaupt nichts erbaulicheres denken, als ihre ganze Lebensweise. Ob man ihr gleich die Fastenspeisen versagt hatte, war sie dennoch von keiner Vorschrift der Kirche abgewichen, hatte jede Pflicht der Religion treu erfüllt. Gegen das Frühjahr mußten sich die Prinzessinnen eine neue Entbehrung gefallen lassen; man nahm ihnen das Licht; es blieb ihnen nichts übrig, als, sobald der Tag sank, sich zu Bette zu verfügen.

Bis zum 9ten Mai fiel nichts bedeutendes vor. Aber an diesem Tage wurden die Prinzessinnen, eben als sie schlafen gehen wollten, gestört; man schob die äusseren Riegel weg; man klopfte an die Thür. Madame Elisabeth bat, nur so lange zu verweilen, bis sie ein Kleid

übergeworfen hätte; es wurde erwiedert: dazu gehöre ja nicht so viel Zeit, und man verdoppelte die Schläge mit solcher Gewalt, als wolle man die Thür einstoßen. Endlich, wie sie fertig war, und öffnete, war das erste Wort: „Bürgerin, Du mußt mit uns gehen!" — Und meine Nichte? — „Man wird hernach für sie sorgen." Hierauf umarmte sie die junge Prinzessin, redete ihr zu, sich zu beruhigen, sie würde unverzüglich zurückkommen. — „Nein, Bürgerin, du kommst nicht wieder her; nimm deine Schlafhaube, und folge uns!" Sie begleiteten diese Worte mit den gröbsten Redensarten; Madame Elisabeth litt alles mit Geduld, umarmte ihre Nichte zum zweitenmale, ermahnte sie zum Muth, zur Standhaftigkeit, hieß sie Gott vertrauen, und die frommen Grundsätze, die sie von ihren Eltern gehört und geerbt habe, in Erfüllung bringen, und empfahl ihr nochmals, an die letzten Reden und Vorschrif-

ten derselben zu denken. Nach diesen Worten ging sie mit den Beamten; unten forderte man ihr beide Taschen ab; sie waren leer; gleichwohl dauerte es eine lange Weile, ehe das Protocoll über ihren Abgang aufgesetzt war. Nach tausend Beleidigungen verließ sie endlich den Thurm in einen Miethswagen, begleitet von Gerichtsboten, und brachte die erste Nacht in der Conciergerie zu. Am folgenden Morgen legte man ihr drei Fragen vor: „Wie heissest Du?“ — Elisabeth von Frankreich. — „Wo warst Du am 10ten August?“ — In den Tuillerieen, bei meinem Bruder dem Könige. — „Was hast Du mit Deinen Juwelen gemacht?“ — Das weiß ich nicht; übrigens sind alle diese Fragen überflüßig. Ihr wollt meinen Tod; ich habe Gott mein Leben zum Opfer gebracht, bin zum Tode bereit, und freue mich, meine ehrwürdigen Eltern, die ich auf Erden so zärtlich geliebt habe, bald

im Himmel wieder zu sehen. — Sie ward zum Tode verurtheilt; ließ sich zu Allen führen, die zugleich mit ihr sterben sollten, bereitete sie zu ihrer letzten Stunde mit einer Gegenwart des Geistes, einer Würde und Salbung, die sie mit Kraft und Muth erfüllte. Auf dem Karren, der sie nach dem Richtplatze brachte, behielt sie ihre ganze Seelenruhe, und sprach den Frauen, die mit ihr waren, Trost und Hoffnung zu. Noch auf dem Blutgerüste trieb man die Grausamkeit so weit man konnte, und ließ sie zu allerletzt sterben, nachdem sie jede der vor ihr in den Tod gehenden Frauen, so wie die Reihe sie traf, auf ihre Bitte umarmt, und ihnen mit ihrer angestammten Güte Muth eingesprochen hatte. Selbst im letzten entscheidenden Augenblick zeigte sie sich in ihrer ganzen Standhaftigkeit, und empfing mit aller Ergebung des Christenthums den Todesstreich. Ihre Seele trennte sich vom Körper, um sich in dem Schooße der Gott-

heit der ewigen Glückseligkeit zu erfreuen, deren sie sich im Leben so würdig gemacht hatte.

Marie Philippine Elisabeth Helene, Schwester des Königs Ludwigs XVI., starb den 10ten Mai 1794, in einem Alter von dreißig Jahren. Sie war ein beständiges Vorbild aller Tugenden. Seit dem funfzehnten Jahre ihres Lebens hatte sie sich Gott gewidmet und alle irdischen Wünsche und Gedanken fahren lassen. Seit 1790, wo ich anfing, sie besser kennen und schätzen zu lernen, habe ich nichts an ihr gesehen als Religion, Liebe zu Gott, Abscheu für die Sünde, Sanftmuth, Frömmigkeit, Bescheidenheit und die größte Anhänglichkeit an ihre Familie, welche sie nie verlassen wollen, und der sie ihr Leben aufgeopfert. Mit einem Worte, sie war ganz des heiligen Blutes würdig,*) aus dem sie entsprossen.**)

*) Ludwigs IX.

**) Man versichert, Madame Royale sehe

Man kann sich keinen Begriff von der Trostlosigkeit und dem Schmerz der jungen Prinzessin machen, als sie sich von ihrer Tante getrennt sah. Sie wußte nicht, was aus dieser geworden; niemand wollte sie über ihr Schicksal belehren; die erste Nacht nach der Scheidung war marter-voll; gleichwohl konnte sie nicht glauben, daß der Tod, und ein so naher Tod, für sie bestimmt sey. Obschon die Art, wie man sie abgeführt, der Prinzessin ge-rechte Furcht einjagen mußte, suchte sie sich immer noch zu bereden, es werde ih-rer Tante nichts ärgeres widerfahren, als über die Gränze gebracht zu werden. Am folgenden Morgen erkundigte sie sich nach ihr bei den Beamten: ihr ward die Ant-wort: ihre Tante habe frische Luft schöp-

---

ihr gleich; so viel ist sicher, das Gemüth und die Tugenden der Tante sind auf die Nichte vererbt worden, der sie eine zweite Mutter war. (Anmerk. des Herausgebers.)

sen sollen. Nun drang sie weiter in sie, und verlangte, da sie von ihrer Tante getrennt sey, aufs neue mit ihrer Mutter vereinigt zu werden. Man erwiederte ihr, man wolle deßwegen Anfrage thun. Bald darauf stellte man ihr den Schlüssel zum Schranke zu, worin sich die Leibwäsche der Tante befand; sie erbot sich, derselben einen Theil davon zu schicken, indem es ihr daran fehle; auch diese kleine Gunst ward ihr versagt. Immer hielt sie bei den Municipalbeamten um ihre Wiedervereinigung mit ihrer Mutter und um Nachricht von ihrer Tante an; immer war die Antwort: „Wir wollen darüber berichten.“ Zuletzt sah sie wohl, daß alle ihre Fragen vergebens wären, und nun fiel ihr der Rath ein, den Madame Elisabeth ihr oft gegeben hatte; nemlich, wenn sie in den Fall käme, allein zu seyn, um eine weibliche Begleitung zu bitten. Sie folgte dem Rathe, obgleich mit Widerwillen, denn sie war

fest überzeugt, entweder werde man ihrem Wunsche nicht willfahren, oder ihr ein eben so gottloses Weib zur Bedienung geben, als ihre übrige Umgebung war. Sie hatte Recht, denn kaum hatte sie den Municipalbeamten ihr Verlangen vorgetragen, als sie sie mit dem kurzen, harten Bescheid abfertigten: sie brauche niemand zur Aufwartung; zugleich verdoppelten sie die strenge Behandlung, und nahmen ihr sogar die Messer und Gabeln, die man ihr vor kurzem wieder erlaubt hatte. Ein Feuerzeug, das man ihr ebenfalls nicht wieder geben wollte, gab zu einem langen Verhör Anlaß. Dergleichen Auftritte fielen oft vor; aber die Prinzessin pflegte nur auf ganz bestimmte Fragen Antwort zu geben.

Der Dauphin blieb seinerseits immer allein, wurde nicht gereinigt, sah sonst keinen, als wer ihm sein Essen brachte; niemand bekümmerte sich um ihn, niemand hatte Mitleiden mit dem

unglücklichen Kinde. Nur bei einem einzigen Wärter fand Madame Royale einiges Gefühl von Menschenliebe; diesem empfahl sie ihren Bruder; der gute Mensch nahm sich seiner an, sprach von Härte, wurde aber zur Strafe sogleich weggejagt. Sie, die Schwester, verlangte von den Aufwärtern nichts für sich, begnügte sich mit der äussersten Nothdurft, und auch diese wurde ihr nicht selten mit grausamer Härte versagt. Gleichwohl konnte sie sich reinlich auf dem Leibe halten; es fehlte ihr weder an Wasser noch an Seife; sie stäubte und fegte regelmäßig ihr Zimmer alle Tage ab. Zwar wurde ihr Nachts kein Licht gegeben; allein bei langen Tagen spürte sie diesen Abgang kaum. Auch konnte sie keine anderen Bücher erhalten, und mußte sich mit ihren Gebetbüchern und einigen Reisebeschreibungen begnügen, die sie immer wieder durchlas; ihr Strickzeug, das man

ihr gelassen, konnte ihr die Langweile nicht vertreiben.

Jetzt brach der neunte Thermidor*) an; Madame Royale hörte den Generalmarsch schlagen, die Sturmglocke läuten; ihre Angst war unbeschreiblich. Die Municipalbeamten im Tempel wichen nicht von ihren Posten. Als man ihr das Essen brachte, wagte sie keine Frage; so verging der neunte. Am zehnten Thermidor weckte sie, Morgens sechs Uhr, ein fürchterlicher Lärmen im Tempel; die Wache rief: „Heraus!" Die Trommel lockte, die Pforten gingen mit großem Geräusch auf und zu. Der ganze Tumult hatte weiter nichts zur Veranlassung, als einen Besuch von Mitgliedern des National-Convents, welche sich überzeugen wollten, ob alles in Ordnung und ruhig sey. Sie hörte,

*) Der Tag, an welchem Robespierre gestürzt ward.

hörte, daß man die Riegel vor der Thür ihres Bruders wegschob und zu ihm hineinging. Schnell stand sie auf, kleidete sich an, und war bereit, als die Conventsglieder, mit Barras*) an der Spitze, zu ihr eintraten. Sie erschienen sämmtlich im großen Kostüm, worüber die Prinzessin anfangs stutzte. Barras führte das Wort, nannte sie bei ihrem Namen, wunderte sich, sie schon auf zu finden. Nach einem kurzen Aufenthalt entfernten sie sich wieder, und die Prinzessin hörte sie beim Abgehen die Nationalgarden anreden, und ihnen Ergebenheit und Treue gegen den Convent empfehlen. Nun erhob sich der laute Ruf: „Es lebe die Republik! Es lebe der Convent!" Die Wache ward verdoppelt; die drei Muni-

*) Barras, nachheriger Direktor der französischen Republik, erster Gemahl der Exkaiserin Josephine; er erhob Bonaparten und wurde von ihm gestürzt.

cipalbeamten, welche sonst täglich im Tempel wechselten, blieben eine ganze Woche auf ihrem Posten. Am Abend des dritten Tages, als die Prinzessin in ihrem Bette, ohne Licht, aber noch wach war, weil die Unruhe sie nicht schlafen ließ, wurde an ihre Thür geklopft, und der neue Commissar Laurent, dem der Convent die Sorge für sie und ihren Bruder übertragen hatte, ihr vorgestellt.

Gleich am folgenden Morgen, 10 Uhr, trat derselbe mit höflicher Bescheidenheit zu ihr ein, und erkundigte sich, ob sie nichts verlange. Dieses setzte er regelmäßig alle Tage dreimal fort, war beständig artig, behandelte sie nicht mit Du, suchte auch nie in den Schränken und Spinden nach.

Gegen das Ende der Woche erschien eine Conventsdeputation, um den Zustand des Dauphin in Untersuchung zu nehmen. Sein Anblick rührte die Mitglieder, sie gaben Befehl zu besserer Pflege

und besserer Behandlung. Laurent ließ ihm ein reines Bett geben, denn, wie schon oben erwähnt worden, das seinige wimmelte von Wanzen; er ließ ihn baden, und vom Ungeziefer reinigen, das ihn halb aufzehrte. Gleichwohl mußte er noch immer allein im Zimmer bleiben. — Die Prinzessin erkundigte sich nach ihrer Mutter und ihrer Tante; mit sichtbarem Kummer gab Laurent zur Antwort: „Die Sache sei ihm fremd."

Den folgenden Tag kamen wieder Conventsbeamte mit der Schärpe und im Kostüm. Sie wiederholte dieselben Fragen, und erhielt dieselbe Antwort, mit dem Zusatze: Man begreife nicht, warum sie weg verlange, da ihr, allem Anschein nach zu urtheilen, nichts abginge. „Ach! rief sie schmerzhaft aus, ist es nicht entsetzlich, schon über Jahr und Tag von einer Mutter entfernt zu seyn, ohne Nachricht von ihr, und von der Tante, zu haben?" — Befinden Sie sich wohl?

fragte man weiter. — „Körperlich bin ich nicht krank; aber, mein Herr, die aller grausamste Krankheit hat ihren Sitz im Herzen.“ — Sie entschuldigten sich nun damit, daß es nicht ihre Schuld sei, ermahnten sie zur Geduld, und hiessen sie der Güte und der Gerechtigkeit der französischen Nation vertrauen.

Der Pulverauffflug von Grenelle setzte sie, einige Zeit nachher, wirklicher Gefahr aus, und verursachte ihr einen gewaltigen Schreck. Ihr armer Bruder war ebenfalls allein, als das Unglück sich ereignete. Laurent besuchte ihn dreimal des Tages; mehr durfte er nicht für ihn thun, aus Furcht vor Verantwortlichkeit, denn er selbst, der Aufseher, stand unter strenger Aufsicht. Er durfte schon mehr in Beziehung auf Madame Royale wagen, weil man über diesen Punkt nachsichtiger war; sie muß ihm dieses Lob und diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sie die ganze Zeit gut behan-

delt hat. Er erkundigte sich beständig bei ihr, ob ihr nichts abgehe, bat sie, ihm alle ihre Wünsche zu entdecken, und zu schellen, so oft sie seiner bedürftig sei. Unter andern versorgte er sie auf's neue mit Licht und Feuerzeug.

Mit Anfang Novembers fanden sich Bürger-Commissare oder Stadtverordnete ein, nehmlich einer von jedem Stadtviertel, und blieben vier und zwanzig Stunden im Tempel, um sich zu versichern, ob der Dauphin noch immer am Leben sei. Zugleich erhielt Laurent einen Collegen, Namens Gomier, der für den jungen Dauphin besonders angestellt war. Man hatte das unglückliche Kind bisher immer ohne Licht gelassen. Gomier trug Sorge, daß Abends das Zimmer erleuchtet ward; ja er spielte mehrere Stunden des Tages mit ihm und suchte allerhand Zerstreuungen herbei. Die Knie- und Handgelenke des Dauphin waren angeschwollen. Go-

mier hielt dieses anfangs für Spuren der englischen Krankheit, und stattete der Comité Bericht darüber ab, trug auch darauf an, daß das Kind sich im Garten ergehen, und Bewegung machen könne. Schon früher hatte er es aus seinem Zimmer in den kleinen Saal gebracht, worüber der Dauphin, der nicht gern eingesperrt blieb, große Freude hatte. Er merkte bald, daß Gomier ihm wohl wolle; dies rührte ihn, er gewann seinen Aufseher lieb, um so mehr, da er die ganze Zeit über nur an schlechte Behandlung gewöhnt worden war; denn es geht in der Welt nichts über das barbarische Verfahren, welches man sich gegen dieses unglückliche Schlachtopfer erlaubt hatte. Am 19ten December untersuchte der allgemeine Wohlfahrts-Ausschuß seinen Gesundheitszustand. Sie sprachen ebenfalls bei Madame Royale zu, ohne sich aber in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Der Winter verging ruhig. Die Wärter

beflissen sich mehr der Menschlichkeit, nahmen der Prinzessin die Mühe ab, Feuer anzumachen, gaben ihr so viel Holz als sie immer verlangte, welches ihr Freude machte, und versorgten sie mit Büchern. Laurent hatte ihr schon vorher manches geliehen. Ihr grösstes Unglück bestand darin, daß niemand ihr von dem Schicksale ihrer Mutter und ihrer Tante Nachricht geben wollte.

Im Laufe des Winters bekam der Dauphin einige Fieberanfälle; ihn fror beständig; er wich nicht vom Kaminfeuer. Laurent und Gomier suchten ihn zwar zu bereden, auf die Thurmplatte und an die Luft zu gehen; kaum war er oben, so sehnte er sich schon wieder in's Zimmer; das Gehen wurde ihm sauer; die Geschwulst nahm zu, und Kräfte und Gesundheit nahmen ab.

An des abgehenden Laurent Stelle kam Loine, ein guter Mensch, der, mit Gomier, sich des jungen Prinzen ange-

legentlichst annahm. Gegen Frühlings-anfang beredeten sie Madame Royale, die Thurmplatte zu besteigen. Sie that es, und es that ihr wohl. Hingegen verschlimmerte sich der Zustand ihres Bruders von Tage zu Tage; die Kräfte schwanden; sogar sein Geist zeigte Spuren der Härte, womit man ihm so lange begegnet war. Jetzt, aber zu spät, schickte der allgemeine Wohlfahrts-Ausschuß den Wundarzt Dessault zu ihm, der seine Heilung übernahm, und die Krankheit als sehr bedenklich angab. Er selbst starb bald darauf, und nun erhielt der Dauphin Herrn Dumaugin zum Arzt, und Herrn Peletan zum Wundarzt. Sie hatten und gaben keine Hoffnung, quälten das Kind mit Arzneien, welche nicht anschlugen. Ausser dem Einnehmen empfand der Dauphin wenig oder gar kein Misbehagen von der Krankheit; fühlte keine Schmerzen; es war eine bloße Abspannung und Abnahme der Le-

benskräfte. Bald zeigten sich mehrere bedenkliche Krankheitswechsel; zuletzt ein schleichendes Fieber; er wurde schwächer und schwächer, und verschied ohne Todeskampf.

Also starb, am 9ten Juni 1795, um drei Uhr Nachmittags, Ludwig XVII., in einem Alter von zehn Jahren und zwei Monaten. Loine und Gomier vergossen Thränen über seinen Leichnam, denn sie hatten ihn, seines Geistes und seiner einnehmenden Eigenschaften wegen, liebgewonnen. Er ist nicht vergiftet worden, wie man so ziemlich allgemein geglaubt hat; das einzige Gift, das an seinem Leben nagte, war die Unreinlichkeit; noch mehr aber die Härte, die Grausamkeit und die Barbarei ohne Beispiel, mit welcher man ihn behandelt hatte.

N. S. Hier endet das Tagebuch, welches wir benutzt haben. Madame Royale blieb nach dem Tode ihres Bruders, noch sechs Monate im Tempel-Gefängniß, und verließ dasselbe endlich am 19ten December 1795, gerade an ihrem siebzehnten Geburtstage. In seinem Werke, betitelt: Die letzten Lebensjahre Ludwigs XVI., berichtet Herr Hue, was sich bei ihrem Abgang zugetragen, und erzählt, was er über die letzten Monate ihrer Gefangenschaft hat in Erfahrung bringen können.

Unter den Papieren, welche Herr von Malesherbes hinterlassen, hat man nachstehende näheren Umstände über das gefunden, was zwischen ihm und dem Könige im Tempel vorgefallen ist.

„Sobald ich freien Zutritt zum Könige erhalten hatte, eilte ich zu ihm in den Tempel. Er las im Tacitus, der vor ihm auf einem kleinen Tische aufgeschlagen lag; kaum trat ich ins Zimmer, kaum hatte er mich erblickt, als er mit offenen Armen auf mich zukam; Thränen standen ihm in den Augen: er redete mich mit den Worten an: „Das Opfer, das Sie mir bringen, ist doppelt verdienstlich und edel; Sie setzen Ihr Leben auf's Spiel; das meinige werden Sie nicht retten." Ich stellte ihm vor, daß für mich gar nichts zu befürchten sei; daß ich überdieß die heiligste aller Pflichten erfüllte, und zugleich dem unwiderstehlichen Triebe meines Herzens folgte; daß ich ferner hoffte, ihn mit siegreichen Waffen vertheidigen, und mit vereinten Kräften retten zu können. Der König erwiederte: „Ich weiß es besser; sie nehmen mir das Leben; sie haben die Macht und den Willen dazu; gleichwohl lassen Sie uns mei-

nen Prozeß führen, als wenn ich ihn gewinnen sollte; und gewinnen werde ich ihn ganz gewiß, denn er wird mein Andenken ohne Flecken aufstellen. Wann kommen meine beiden Anwalde?" Er hatte Tronchet in der Constituirenden Versammlung gesehen. Den andern, Deseze, kannte er noch nicht, befragte mich über ihn, und schien mit der Erklärung, die ich ihm gab, zufrieden.

Alle Tage arbeitete er mit uns an Auszügen aus den Acten, an der Aufstellung der Vertheidigungsgründe, an der Widerlegung der Klagepunkte, mit einer Geistesgegenwart und einer Sicherheit, die seine Anwalde eben so sehr Wunder nahm, als mich; sie benutzten oft seine Arbeit, um Licht in ihren Vortrag zu bringen, und ihren Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben. Beide, so wohl als ich, waren der Meinung, lebten der Hoffnung, der König würde bloß deportirt werden; wir theilten ihm unsre Ver-

muthungen mit; sie schienen tiefen Eindruck auf ihn zu machen, und seine Besorgniße zu verscheuchen. Doch diese Ansicht verließ ihn nach wenigen Tagen. Der Ton und Inhalt der öffentlichen Blätter benahm ihm alle Hoffnung; er bewies uns, wir hätten uns getäuscht. Nachdem Deseze seine Vertheidigungsschrift vollendet hatte, las er sie uns vor; ich habe, so lange ich lebe, nichts so rührendes gehört, als seine Schlussrede; wir alle zerflossen in Thränen. Aber der König sprach zu ihm: „Lassen Sie sie weg; ich will sie (meine Richter) nicht weichherzig machen."

Ein andermal waren wir allein, der König und ich. Se. Majestät sagte zu mir: „Ich habe längst etwas auf dem Herzen, was mich peinigt. Deseze und Tronchet sind mir nichts schuldig; sie opfern mir ihre Zeit, ihre Arbeit, vielleicht ihr Leben auf; wie kann ich ihnen so viel Dienste vergelten? Ich besitze

nichts mehr; und wollte ich ihnen auch ein Vermächtniß machen, so weiß ich im Voraus, sie bekommen es nicht; überdieß bezahlt man solche Schulden nicht mit Gelde." — Sire, erwiederte ich, ihr Gewissen und die Nachwelt werden sie hinlänglich belohnen. Aber es hängt schon jetzt von Ew. Majestät ab, ihnen einen überschwänglichen Lohn zu schenken. — „Wie so?" — Sire, eine einzige Umarmung von Ihnen. — Gleich den folgenden Tag drückte der König sie beide an sein Herz, und beide stürzten sich weinend und schluchzend über seine Hände, und bedeckten sie mit Thränen und Küssen.

Der Tag, an welchem das Urtheil gesprochen werden sollte, rückte herbei. Der König sprach zu mir: „Meine Schwester hat mir einen rechtschaffenen Priester zugewiesen, der den Eid nicht geleistet, und den die Dunkelheit, in welcher er lebt, späterhin wahrscheinlich vor

Verfolgung schützen wird; hier ist sein Name und seine Wohnung; ich bitte Sie, zu ihm zu gehen, mit ihm zu reden, und ihn auf Besuche bei mir vorzubereiten, so bald man sie ihm verstattet haben wird." Er setzte nun lächelnd hinzu: „Ein seltsamer Auftrag für einen Philosophen!*) denn ich weiß, Sie sind einer; sollten Sie aber je so viel leiden, als ich gelitten habe; sollten Sie sterben müssen, wie ich sterben werde, so würde ich Ihnen aus ganzem Herzen dieselben Gefühle der Religion wünschen, die ich in mir trage, und die Sie ganz gewiß weit mehr trösten und aufrecht halten würden, als alle Grundsätze und Lehren der Philosophie. Mein lieber Herr von Malesherbes, von Grund meines Herzens bete ich zu Gott, daß er Sie erleuchten möge!"

*) In Frankreich gab man damals den starken Geistern den Beinamen der Philosophen.

Nach der Sitzung, wo der König und seine Vertheidiger vor den Schranken erschienen und abgehört wurden, sagte er zu mir: „Sehen Sie wohl, daß ich mich seit dem ersten Augenblick nicht geirrt habe, und daß mein Verdammungsurtheil ausgesprochen war, noch ehe man mich angehört hatte?“

Als ich aus der Versammlung zurückkam, worin wir an das Volk appellirt hatten, und alle drei als Redner aufgetreten waren, berichtete ich Sr. Majestät, daß mich ein großer Haufe umgeben und versichert habe, der König solle nicht sterben; er solle es wenigstens nicht, so lange sie und ihre Freunde am Leben wären. „Ach, sagte er, kennen Sie diese Leute? Gehen Sie nach der Sitzung zurück; suchen Sie sie auf, zum wenigsten einige unter ihnen. Sagen Sie ihnen, ich würde es ihnen nie verzeihen, wenn um meinetwillen ein einziger Blutstropfen flösse! Ich habe ja

nicht

nicht gewollt, daß Blut flösse, als es mir noch den Thron und das Leben hätte retten können; und es gereut mich bis auf diesen Augenblick nicht!"

Ich war der erste, der ihm den Todesbeschluß des Convents hinterbrachte. Ich fand ihn sitzend, den Rücken gegen den Kamin gekehrt, auf welchem eine Lampe brannte; er stützte beide Ellbogen auf den Tisch und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Das Geräusch, das ich beim Eintreten machte, störte ihn in seinen Betrachtungen. Er blickte auf, sah mich starr an, erhob sich vom Sitze, und sprach die merkwürdigen Worte: „Seit zwei Tagen beschäftigt sich mein Geist mit der Frage und der Forschung, ob ich, im Laufe meiner ganzen Regierung, von meinen Unterthanen den leisesten Vorwurf verdiene. Nun sehen Sie, Herr von Malesherbes, ich schwöre es Ihnen mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens zu, und wie ein Mensch,

der in kurzem vor Gott erscheinen wird — ich schwöre es Ihnen zu, daß ich jederzeit das Glück meines Volkes gewollt, und auch nicht einen Wunsch gehegt und genährt habe, der dieser Absicht entgegen gewesen wäre."

Nur noch ein einziges mal sah ich, seit dieser Erklärung, den unglücklichen*) Monarchen; zwei Municipalbeamte standen neben ihm; er selbst las stehend. Einer der Beamten kam auf mich zu und sagte: „Reden Sie mit ihm; wir wollen nicht zuhören." Ich näherte mich dem Könige mit der Nachricht, der von ihm begehrte Geistliche werde erscheinen. Er umarmte mich mit den

*) Nicht doch, den glücklichen — den glücklichsten aller Monarchen! Wer so denkt, so spricht, so fühlt, ist auch auf dem Blutgerüst zu beneiden!!

Worten: „Der Tod macht mich nicht zittern, ich setze mein ganzes Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit."

Bayerische Staatsbibliothek München

In demselben Verlage ist erschienen:

Kiesewetter's, J. G., Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Italiens und des südlichen Frankreichs, nach Paris. Erinnerungen aus den denkwürdigen Jahren 1813. 1814. 1815. 2 Bände. geh. 4 thl.

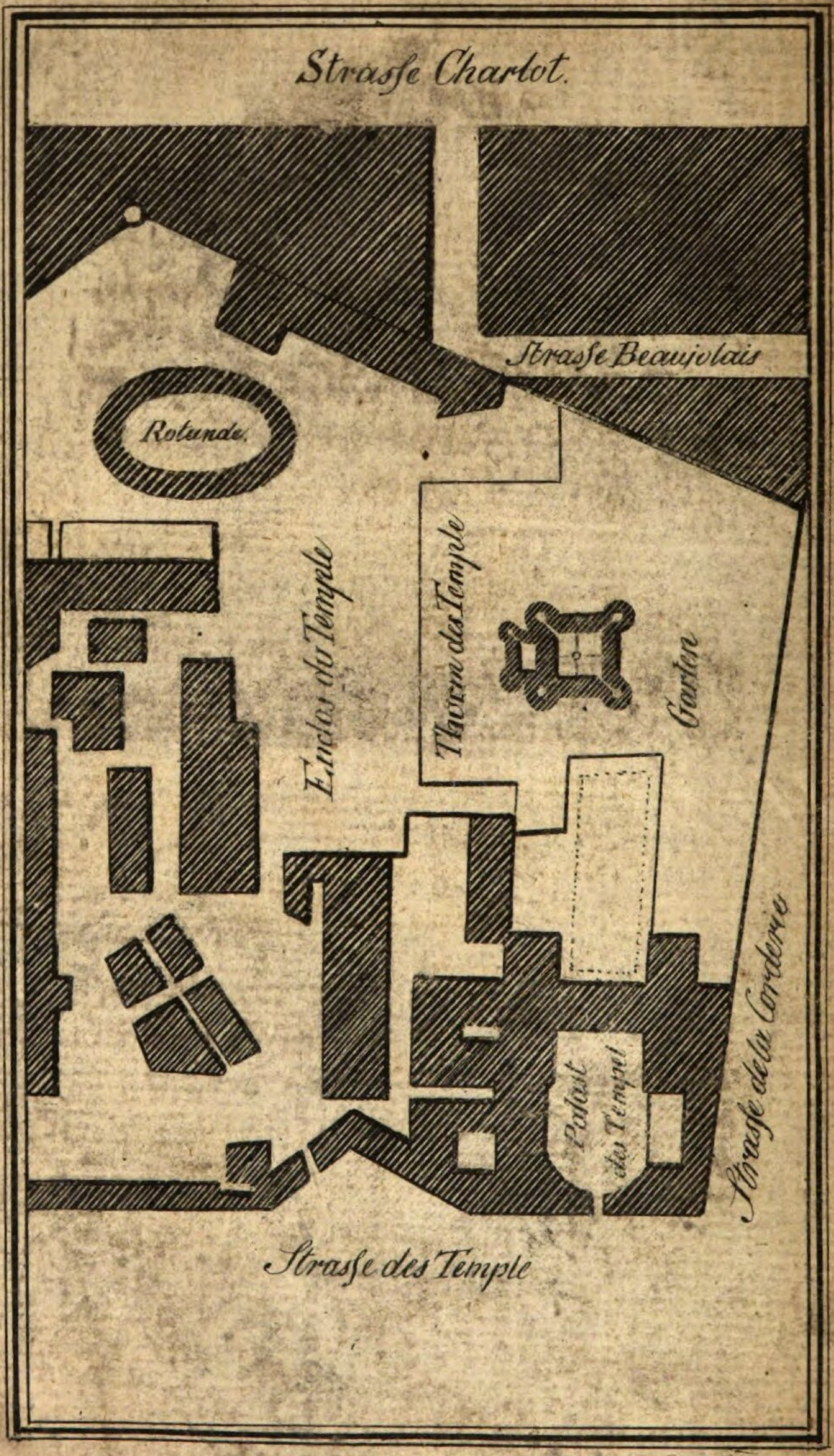
Elixiere, die, des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus; herausgegeben von dem Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier (Hoffmann). 2 Bde. 3 thl.

Göthe, J. W. v., des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. 12 gr.

Nienstädt, W., ein Zaubertag. Romantische Komödie. 16 gr.

Müchlers, C., Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen aus deutschen, griechischen, römischen, englischen, italiänischen und französischen Schriftstellern, in der Orginalsprache, mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch. 2 Bändchen. Zweite Auflage. 1 thl. 16 gr.

Meißner, A. G., Das Leben des Julius Cäsar; fortgesetzt von J. C. L. Haken. 4 Bände. Mit Kupfern. 8 thl.


Strasse Charlot.
Strasse Beaujolais
Rotunde.
Enclos du Temple
Thurm des Temple
Garten
Palast des Tempel
Strasse de la Corderie
Strasse des Temple

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Angoulême, Marie-Thérèse Charlotte d',

Die Gefangenschaft Ludwigs XVI. und seiner Familie im Tempel Aus dem geheimen Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen

Berlin 1817

Gall.rev. 1023 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425400-4